
TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

Studien zu Lessings Nathan.

Ein Vortrag

von

Dr. Ernst Köpke.

Brandenburg a./H. 1865.
Gedruckt bei Adolph Müller.

Studien zu Lessings Nathan.

Die nachfolgenden Studien zu Lessings Nathan sind, in einzelnen Theilen verkürzt, im Anfang des Jahres 1864 als Vortrag in dem Evangelischen Verein zu Brandenburg zuerst mitgetheilt worden. Die Rücksicht auf ein grösseres Publikum bestimmte ihre Form; ich habe an derselben nichts ändern wollen. In ihrem Inhalt lehnen sie sich an meine Arbeit vom Jahre 1856, welche in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen abgedruckt ist. Dass ich auch die seit jener Zeit erschienenen Schriften kenne, wird dem kundigen Leser aus meinem Vortrage einleuchten. So dürfte mir denn von Daubs Angriff im Judas Ischariot bis zu Strauss's Vertheidigung des Nathan kaum etwas entgangen sein. Ich erwähne dessen nur, weil ich es unterlassen habe, an betreffenden Stellen Einzelnes durch Citate zu stützen. Meine Dankbarkeit für die Förderung, die ich aus Anderer Schriften gewonnen, will ich indessen hierdurch gern bezeugt haben.

Wenn wir einen Mann, der einer werdenden Zeit die Richtung vorgezeichnet und die Bahn ihrer Entwicklung geebnet hat, mit dem Beiwort eines Grossen ehren, so bedenken wir kaum, dass wir ihn dadurch als einen vor allen Andern Mühseligen und Beladenen kennzeichnen, der unter vielen heissen Thränen seine Welt erstehen sah, der unter Seelenkämpfen, wie wir sie einem Glücklichen nicht wünschen, seine erhabene Sendung erfüllt hat. Sein Siegeskranz ist eine Märtyrerkrone. Noch weniger aber bedenken wir, dass wenn sein Leben ihm schon den stillen Genuss an der süssen Gewohnheit des Daseins vergällte, der Cultus, welchen nach seinem Tode ein schwächeres nachwachsendes Geschlecht mit seinem Namen treibt, ihm geradezu ein Fluch wird. Sein Verdienst wird ein Mythus. Wie wenige sind, die dasselbe erkennen und begreifen, und wie Viele, die den Chorus schreien in dem Glauben, Etwas Rechtes zu thun, wenn sie entweder den wenigen Stimmführern ohne eignes Urtheil folgen oder in halber und oberflächlicher Erkenntniss dem unglückselig-grossen Manne ihre Gedanken und Anschauungen unterschieben, für die er wahrlich jede Verantwortung, wenn er noch lebte, entschieden ablehnen müsste. Oder ist es nicht ein Fluch der Grösse, gerecht doch nur von Wenigen beurtheilt zu werden; von der Mehrzahl aber zu einer Carricatur verzerrt, so auf die Nachwelt zu kommen, dass die Grösse zu einer Kinderscheuche travestirt ist?

So ist z. B. Friedrichs des Grossen Loos ein unbeneidenswerthes. Für welch eine Masse der wüstesten Anschauungen muss er aufkommen; wo wird er alles als Gewährsmann angerufen; was wird ihm an Absichten untergeschoben, was an Beweggründen aufgebürdet; wie entstellt schwankt sein Characterbild heut in der Geschichte! Ist es kein Fluch, seinen guten Namen zum Träger all des Unsinns hergeben zu müssen, den eine kränkliche Nachwelt, in der eitlen Verblendung, sich in ihm wiederzufinden, als seine Grösse ausfindet und preist? Friedrich der Grosse würde sich selber nicht wiedererkennen, wenn er dem Bilde begegnete, in welchem er heut zu Tage in Köpfen, Reden und Büchern umgeht.

Und geht es seinem Zeitgenossen Lessing etwa anders? Er verdient doch wohl in der Litteratur, wenn überhaupt Einer, den Namen des Grossen; und doch folgt auch ihm der Fluch, verantwortlich sein zu sollen für Alles, was in seinem Namen gesündigt wird. Wie Viele beriefen sich und berufen sich noch heut auf sein Beispiel, auf seine Lehren, denen von der lebendigen Quelle der Erkenntniss, wie sie in seinem Innern sprudelte, auch niemals ein Tropfen zugeflossen; wie Viele dringen auf seine Verherrlichung in Schrift und Denkmal, die von ihm, wenn überhaupt, nur aus irgend einer landläufigen Litteraturgeschichte wissen, und kaum mehr von ihm kennen, wenn ja ein Vollständiges, als seine Minna oder Emilie oder Nathan.

Aber dennoch wird auf Lessing geschworen, mit Lessing beschworen; er muss nun ein Mal als der Urtypus aller vermeintlichen Geistesfreiheit herhalten, so dass das, was zu seiner Zeit vielleicht recht war, was den damaligen Zuständen entsprechen mochte, noch heute als Maxime gepriesen oder in verehrungsvollem Schweigen angenommen werden soll.

Und doch, unvergänglich ist nur Lessings philosophisch-kritische Methode; durch sie hat er den ungeheuren Werth für unsere Litteratur gewonnen, einen Werth, den annähernd nur der ermessen kann, welcher begreift, dass Lessing seine Zeit vollständig erkannte, was ja überhaupt nur die Glücklichen können, denen der Genius bei der Geburt schon lächelte; welcher ermisst, dass er unsere vaterländische Geistesentwicklung von der Abhängigkeit des ausländischen Regelzwanges befreit und durch die Unterscheidung und Sonderung der Künste und innerhalb der Poësie der poëtischen Gattungen erst die Tenne rein gefegt hat, auf welche nachmals ein Göthe, ein Schiller ihre reiche Ärnte tragen konnten; welcher versteht, dass Lessing erst den deutschen Stil in unsrer Prosa fixirt hat.

Aber wenn Lessing selber in seinen Rettungen des Horaz einmal sagt: „Ich kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwäche aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu thun, was der Aufseher eines Bildersaals physisch verrichtet“, so weist er nicht

blos sich seine Thätigkeit an, sondern, wie er denn nichts that, was er nicht in gleicher Weise auch jedem Andern gestattet wissen wollte, er gab ebenso auch uns das Recht, sein Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen und die falschen Verkleisterungen seiner Schwächen aufzulösen, kurz, diejenige Kritik zu üben, welche freilich — soll sie ihm, dem Meister, gegenüber eine geziemende sein — nach seinen eigenen Worten (57. Brief gegen Klotz) nur mit Bewunderung zweifelnd, und mit Zweifel bewundernd sein darf, aber doch immerhin um so mehr unsere Pflicht ist, je wärmere Verehrung den Prinzipien seiner litterarischen Thätigkeit gebührt, und je weniger wir ihm einen Gefallen thun würden, wollten wir ohne weitere Prüfung Alles das, was von ihm ausgegangen, als ein Unübertreffliches oder Unwiderlegliches gelten lassen. Ja, gerade die Achtung vor seiner Grösse legt uns die Pflicht auf, ihn von dem Fluche derselben zu befreien, ihn aus der schiefen Stellung einer falschen Bewunderung zu erretten, in welche ihn die Unkenntniss seiner Verehrer mit seinen Werken gebracht hat.

Aber sollen wir eine Gesammtkritik Lessings geben, um ihn von den Vorurtheilen zu befreien, die sich im Laufe der Zeit, da man nur Urtheile berufener und mehr noch unberufener Stimmführer nachzusprechen gelernt hat, über ihn gebildet haben?

In den kurzen Raum einer Abendunterhaltung lässt sich jedoch das ganze Bild der gesammten Geistesarbeit Lessings nicht zusammendrängen. Ich möchte deshalb Ihre Aufmerksamkeit nur auf eines seiner Werke, auf Nathan den Weisen richten, weil dasselbe, wie ich meine, die weiteste Bekanntschaft gefunden hat. Schon in Schulen, wo nach meinem Dafürhalten freilich eine gut organisirte Lesestunde mehr am Platze sein würde, als das, was ich Litteraturgeschichte nenne, pflegt man, wenn man auf Lessing kommt und versuchen muss, ein Bild von ihm zu geben, verkehrt genug, die jungen Gemüther gerade mit dem Nathan, ich kann leider nicht sagen zu erwärmen oder gar zu erbauen, sondern nur abzuspeisen, obschon Anderes und Grösseres geeigneter ist, das Bild Lessings zu verklären. Von jener Zeit bleibt denn der Name des Werkes haften, und die Mehrzahl der Menschen, wie sie denn sind, begnügt sich damit, den Lessing aus diesen Proben kennen gelernt zu haben. Nur eine Minderzahl — und ich denke an die Versammlung, die das Interesse an dem grossen Werke des kritischen Verstandes hierher geführt — versenkt sich in reiferen Jahren noch ein und das andere Mal gern in die Tiefe der Gedanken, die, wenn man sie auch nicht überall billigen kann, doch eben in ihrer prägnanten Schärfe so anregend sind, dass sie zur ernstesten Selbstbeschäftigung und zu eingehender Prüfung Veranlassung geben. Lessing ist selbst da, wo man ihm die Zustimmung versagen muss, immer fördernd, weil er, wie kein Anderer, es verstanden hat, den Forscher zur Klärung seiner eigenen Anschauungen anzuregen.

Zu solcher Klärung soll uns denn heute nur die Prüfung des Nathan verhelfen;

möchten Sie nicht müde werden, mir selbst in scheinbar entlegnere Gebiete zu folgen, die indessen einem Evangelischen Vereine nicht fern liegen dürfen.

Im Jahre 1778, in Mitten der theologischen Streitigkeiten, in welche Lessing durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente, verwickelt worden, nahm er einen alten Plan zu einem Schauspiele wieder auf, den er bereits vor vielen Jahren, vielleicht schon 1750 entworfen, dann nach seiner unbefriedigten Rückkehr aus Italien 1775 wieder in die Hand genommen hatte, „um das Stück vollends aufs Reine zu bringen und drucken zu lassen.“ Aber eine lautere und ungetrübte Stimmung hatte er dazumal nicht finden können. Sein Zerwürfniss mit dem Erbprinzen von Braunschweig, seine Aergernisse mit dem Manheimer Hofe, der Tod seiner Gattin nach einer kaum einjährigen Ehe, da er es denn ebenso gut hatte haben wollen, wie andere Sterbliche, der Verlust des Kindes, die drängenden Geldbedürfnisse, Alles dies hatte ihm zwar nicht die Klarheit des Geistes getrübt, wohl aber die behagliche Ruhe genommen, den Anforderungen eines poëtischen Werkes gerecht zu werden. Jetzt erst, nach dreien Jahren kam er zur Ausführung des Entwurfs; die Geldnoth entpresste sie ihm. Er hatte seinen Stiefsöhnen die Erbschaft ihrer Mutter auszuzahlen; er hatte sich selbst auf den Fall einer Amtsentsetzung zu rüsten. Denn das Ministerium in Braunschweig hatte ihm die weitere Veröffentlichung der Fragmente und die Ausgabe neuer Streitschriften gegen den Pastor Goeze verboten und ihm aufgegeben, in dieser Sache fortan nichts ohne die Genehmigung der Behörde in oder ausser dem Lande drucken zu lassen. Da aber Lessing des Gebotes nicht achtete, so musste er der Entsetzung von dem Amte eines Bibliothekars in Wolfenbüttel gewärtig sein.

„Noch weiss ich nicht, so schrieb er an seinen Bruder am 11. August 1778, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefasst sein. Du weisst wohl, dass man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen liess. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein Paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, dass der Inhalt meines anzukündigenden Stückes allzufrüh bekannt würde, aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, dass sich alles sehr gut soll lesen lassen und ich gewiss den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“

An Elise Reimarus schrieb er am 6. September: Er wolle versuchen, ob man ihn auf seiner alten Kanzel, dem Theater, wenigstens noch ungestört werde predigen lassen.

Es ist somit von vorn herein dies klar, dass Lessing, wenn er auch an den Nathan gieng, um Geld zu verdienen, doch den Streit, in dem er sich gerade befand, durchaus nicht aufgeben, sondern nur auf ein anderes der Censur weniger unterworfenes Gebiet übertragen und seinen Gegnern von dorther zu Leibe gehen wollte. Deshalb trug er denn auch in den Stoff noch diejenigen Lichter hinein, welche zur Illustration seiner Stellung zu den streitigen Fragen dienen konnten. Er schrieb an seinen Bruder am 20. October 1778: „Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt und besorgt sich davon, ich weiss nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrichtige Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, wie ich nur immer gemacht habe. Meine Streitigkeit ganz aufzugeben habe ich überhaupt noch ganz und gar keine Lust; und Du sollst schon sehen, dass ich meiner eigenen Sache, durch diesen dramatischen Absprung im Geringsten nicht schade.“ Aehnlich heisst es in dem ersten Fragment einer Vorrede zum Nathan: „Es ist allerdings wahr, dass ich den ersten Gedanken zum Nathan im Decameron des Boccaz gefunden. Aber nicht erst jetzt, nicht erst nach der Streitigkeit, in welche man einen Laien, wie mich, nicht bei den Haaren hätte ziehen sollen. Ich erinnere dies gleich anfangs, damit meine Leser nicht mehr Anspielungen suchen mögen, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war.“

Inzwischen wurden die Subscribenten gesammelt; am 14. November 1778 begann Lessing den Prosaentwurf in Verse umzusetzen; am 1. December schickte er seinem Bruder den Anfang des Manuscripts und am 19. März 1779 kündigte er ihm die letzte Sendung an, so dass zur Ostermesse 1779 das Werk gedruckt war und in der Mitte des Mai in die Hände der Subscribenten gelangen konnte.

Die Novelle des Boccaccio, welche Lessing als den Kern seines Dramas bezeichnete, hat in kurzen Worten wiedergegeben folgenden Inhalt. Saladin hatte durch Krieg und Aufwand seinen Schatz geleert. Da er nicht wusste, woher er wieder Geldmittel zu neuen Unternehmungen hernehmen sollte, fiel ihm ein reicher Jude Melchisedek ein, der in Alexandria Wuchergeschäfte betrieb, und wohl helfen konnte, wenn er nicht so geizig gewesen wäre, dass er freiwillig nichts würde gegeben haben. Gewaltsam mochte ihm Saladin nichts nehmen; er sann daher, da die Noth drängte, auf eine List, den Juden zu fangen. Er lud ihn also zu sich und legte ihm die Frage vor, welches unter den drei Gesetzen er für das wahre halte, das jüdische, das sarazenische oder das christliche. Melchisedek, schlau genug, erkannte wohl, dass wenn er das jüdische nenne, er den Sultan durch die Abweisung des Islam beleidigen und erbittern würde, wenn das muhammedanische, er von dem Sultan zum Uebertritt oder zum Loskauf von demselben gezwungen

werden möchte. Er half sich so gut es gehen wollte mit der Fabel von den drei Ringen. „Vor Zeiten lebte ein reicher und vornehmer Mann, der vor allen andern auserlesenen Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen wunderschönen und kostbaren Ring werth hielt. Um diesen seinem Werthe und seiner Kostbarkeit gemäss zu ehren und im dauernden Besitz seiner Nachkommen zu erhalten, ordnete er an, dass derjenige unter seinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für seinen Erben gelten und von allen anderen als der vornehmste geehrt werden sollte. Der erste Empfänger traf unter seinen Kindern ähnliche Verfügungen und verfuhr dabei wie sein Vorfahr. Kurz, der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, baten alle drei den Vater, der schon alt war, einzeln auf das Inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann liebte sie alle gleichmässig und wusste selber keine Wahl unter ihnen zu treffen; so versprach er denn den Ring einem jeden und dachte auf ein Mittel, alle zu befriedigen. Zu dem Ende liess er heimlich von einem geschickten Meister zwei andre Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, dass er selbst, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wusste. Als er auf dem Todbette lag, gab er heimlich jedem der Söhne einen von den Ringen. Nach des Vaters Tode nahm ein jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch, und da einer dem andern das Recht dazu bestritt, zeigte der eine wie der andere den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da sich nun ergab, dass die Ringe einander so ähnlich waren, dass Niemand, welcher der echte sei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe sei, unentschieden und bleibt es heute noch. — So sage ich euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben und über die ihr mich befraget. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden.“ Saladin erkannte, dass der Jude sich geschickt aus der Schlinge gezogen und musste nun doch mit seinem Anliegen herausrücken. Der Jude gab nunmehr freiwillig das Geld und kam beim Sultan zu hohen Ehren.

So die Novelle. Ihr Inhalt stammt wahrscheinlich aus rabbinischen Traditionen, wie sie sich in Spanien im Verkehr der Juden mit Muhammedanern und Christen gebildet hatten. Dorther entnahm denn wohl auch schon vor Boccaccio der Verfasser der Gesta Romanorum seine Erzählung von den drei Ringen cp. 89, und nach diesem der Sammler der Cento novelle antiche (nov. 72), aus welchem der Verbannungsgefährte Dantes, Busone da Gubbio in seinem Fortunatus Siculus ossia L'avventuroso Ciciliano und ebenso auch Gio-

vanni Boccaccio im Decamerone schöpfte. Die Frage nach der wahren Religion regte sich aber gleichzeitig auch in Deutschland. In Vrîdankes Bescheidenheit klingt sie ja auch durch.

Um diese Novelle nun legt Lessing das, was er in dem oben angezogenen Briefe an seinen Bruder „eine sehr interessante Episode“ nennt; und am 20. October bezeichnet er das Stück als ein so rührendes als er nur immer gemacht habe.

Fassen wir diese beiden Bezeichnungen Lessings zunächst in das Auge. Ist denn wirklich zu der Novelle des Boccaccio eine blosse Episode gefunden? Wenn Lessing mit diesem Worte die Fabel des Stückes bezeichnet, in welches die Erzählung von den drei Ringen eingelegt ist, so hat er den Ausdruck unrichtig gebraucht. Denn niemals ist die Haupthandlung eine Episode. Mag eine solche immerhin dem Dichter für die Gruppirung des Stoffes nothwendig erscheinen, so nimmt sie doch im Verhältniss zur Anordnung des Ganzen eine nur untergeordnete Stellung ein. Ihr Zweck kann nur der einer Illustration sein; sie hellt den historischen Hintergrund auf, sie giebt durch Detailausführungen Motive zur richtigen Beurtheilung der Ereignisse und Charactere. Weil sie daher nur das Verständniss des Lesers oder Zuschauers fördern und in den eigentlichen Grund der Haupthandlung nicht eingreifen soll, so ist sie auch in sich abgerundet und hat jene Abgeschlossenheit der Form, die sie als einen für sich bestehenden Theil im Umfange des Ganzen kennzeichnet. Wenn daher die Bezeichnung Episode in Bezug auf Lessings Nathan in Anwendung kommen sollte, so dürfte eher die Erzählung von den Ringen, nicht aber das Argument des Stückes, welches der Dichter hinzuerfunden hatte, so genannt werden. Denn diese Erzählung, so bedeutsam sie ist, könnte sogar fehlen, ohne dass der Gang der Handlung im Stücke dadurch in irgend einer Weise beeinträchtigt würde. Soll aber gerade die Erzählung von den Ringen die Hauptsache sein, so dürfte der in ihr liegende Gedanke dramatisch kaum zum Ausdruck gebracht werden können, wenigstens nicht in der Weise, wie es geschehen, da hinterher und nachträglich für die grosse Idee, die in ihr liegen soll, eine willkührlich erfundene, lose zusammenhängende Familiengeschichte darum und daran gelegt wird.

Es handelt sich ja um die Auffindung zweier Geschwister, der Kinder Assads.

Dieser Bruder Saladins und Sittahs, welcher längst verschollen, in den Augen seiner Geschwister für todt galt, war vor langen Jahren heimlich zum Christenthum übergetreten und hatte sich unter dem angenommenen Namen Wolf von Filneck mit einer im Orient geborenen Christin aus Stauffenschem Geschlecht vermählt. Während einer kurzen Anwesenheit in Deutschland wurde ihm in Schwaben eiu Sohn, Leu von Filneck, geboren. Da er aber in das Morgenland zurückeilte, so nahm sich sein Schwager Kurt von Stauffen des Knaben auf das liebevollste an, und erzog ihn nach bestem Wissen und Gewissen. Als dieser gestorben, verliess auch Leu von Filneck das deutsche Land; ihn

zog es nach dem Morgenlande, er folgte dem Banner der Tempelherrn, betrat unter dem Namen seines Pflegevaters Kurt von Stauffen den Boden seiner Sehnsucht und seiner Ahnungen. Es war gerade die Zeit, da Saladin mit Richard Löwenherz einen Waffenstillstand geschlossen, um einen dauernden Frieden durch die Vermählung seines Bruders Melek mit Richards Schwester, und seiner Schwester Sittah mit Richards Bruder anzubahnen. Die Auslieferung von Akkon an Melek schien aber den Tempelherrn ein zu theurer Brautschatz; sie unternahmen in des Waffenstillstands letzter Stunde einen Sturm auf die Burg Tebnin, um von dort nach Sidon vorzudringen; zwanzig Ritter wurden gefangen, unter ihnen Leu von Filneck oder, wie er sich jetzt nannte, Kurt von Stauffen. Neunzehn seiner Genossen wurden wegen des Waffenstillstandsbruchs zu Jerusalem hingerichtet, er selber aber durch eine plötzliche Wallung Saladins, den in Kurts Zügen etwas an seinen Bruder Assad gemahnte, begnadigt. Kurt blieb der weiteren Bestimmung seines Schicksals wartend in Jerusalem.

Inzwischen war Wolf von Filneck, Saladins Bruder Assad, mit seiner Gattin, nachdem sie Schwaben verlassen, in das Morgenland zurückgekehrt. Hier wurde ihm vor nunmehr 18 Jahren auch eine Tochter Blanda geboren. Sie war kaum wenige Wochen alt, als die Mutter starb; und der Vater vom Kriege hin- und widergeworfen, übersandte durch einen treuen Knecht das Kind seinem Freunde Nathan, einem wackeren Juden, der es mit seinen eignen Kindern pflegen und bis es ihm wieder abgefordert werden würde, erziehen sollte. Der Jude kannte wohl den Wolf von Filneck, war ihm auch zu Dank für öftere Lebensrettung verpflichtet, hatte aber von dessen Verwandtschaft mit Saladin keine Kenntniss. Der Reitknecht kam gerade mit dem Kinde, als Nathan durch den Judenmord zu Gad während seiner Abwesenheit in Darun, seine Gattin und sieben hoffnungsvolle Söhne verloren. Er hatte mit Gott gerechtet, gezürnt, getobt, der Christenheit den unversöhnlichsten Hass zugeschworen; doch kehrte die Vernunft zurück; und als der Knecht ihm das Mägdlein in seinem Mantel zutrug, da nahm er das Christenkind auf und dankte Gott: „Auf Sieben nun doch schon Eines wieder.“

Assad oder Wolf von Filneck, des Kindes Vater, fiel vor Askalon; sein Reitknecht nahm sein Brevier an sich. Der Besitzer hatte auf die ersten und letzten Blätter desselben mit eigner Hand die Namen seiner eignen Angehörigen und deren seiner verstorbenen Gattin in arabischer Schrift verzeichnet. Aber da der alte Diener nicht lesen konnte, so blieb auch ihm die Verwandtschaft ein Geheimniss. Er zog sich als Eremit auf Quarantana zurück und fand später, nachdem Raubgesindel seine Siedelei zerstört, als Bruder Bonafides ein Unterkommen in einem Kloster zu Jerusalem; von dem Brevier seines Herrn aber hatte er sich nicht getrennt.

Inzwischen wuchs auch Blanda unter dem Namen Recha, ohne dass sie ihre christliche Geburt ahnte, in Nathans Hause als dessen Tochter zur Jungfrau heran. Ihre nächste

Pflege lag in den Händen der Daja, der Wittwe eines Schweizers, der mit Kaiser Friedrich im Saleph ertrunken war. Sie war eine Christin und hatte auch, da Rechas Amme starb, von dieser das Geheimniss, dass Recha als Christin geboren und getauft, erfahren, aber wenn auch von Zweifeln bedrängt, ob ein Jude ein Christenkind in seinem Glauben erziehen dürfe, sorgsam geschwiegen, beschwichtigt durch Nathans Vaterliebe zu dem Kinde und durch mannigfache Geschenke seiner Freigiebigkeit.

Da, als Nathan einst um Schulden einzutreiben, nach Babylon gereist war, brach im Hause des Juden Feuer aus. Der Tempelherr stürzte sich in das brennende Gebäude und rettete Recha aus den Flammen. Stolz aber und sich bewusst, nur seine Pflicht gethan zu haben, entzog er sich trotz Dajas Bitten dem Danke.

Saladin schien inzwischen des Tempelherrn vergessen zu haben. Der neue Ausbruch des Kampfes beschäftigte seine Seele Sorgen um das leidige Geld bedrängten ihn; seine Mittel waren erschöpft, von Aegypten kam keine Botschaft, keine Sendung; heimlich hatte schon Sittah, seine Schwester, aus ihren Mitteln die Kosten der Hofhaltung bestritten; Saladin in seiner Milde gab sich arm und hatte, um einen freundlichen Geber an seinem Hofe zu haben, den Al-Hafi, einen Derwisch, den Freund und Schachgenossen Nathans, zum Verwalter seines Hausschatzes ernannt.

So standen die Sachen, als endlich die eigentliche Handlung des dramatischen Gedichtes beginnt.

Ich habe mich dem Eindruck der Unbehaglichkeit nie entziehen können, wenn ich mir die Vorbedingungen des Stückes aus den verschiedensten Theilen desselben zusammenlesen wollte. Aber ich glaube auch, jeder wird so empfinden, der ehrlich und unbefangenen Sinnes, nicht aber mit dem Vorurtheil, Lessingen allüberall bewundern zu müssen, aus der Lectüre sich die Vorgeschichte vergegenwärtigen will. Ihre Anlage leidet zu sehr an Weitschweifigkeit und Verwicklung, sie ist durch das ganze Gedicht hin in zu viele einzelne, fast zufällige Bemerkungen der handelnden Personen zersplittert, ja verzettelt, als dass sie sich dem Verständniss des Lesers übersichtlich und bequem darböte. Sie muss eben aus den verschiedenen Ecken und Enden des Dramas mühsam zusammengesucht werden. Diese Arbeit mag mich denn auch entschuldigen, wenn ich der Vorgeschichte in meiner Besprechung einen breiteren Platz eingeräumt habe, als ihr eigentlich zukommen sollte. Sie liegt aber nicht, wo sie liegen müsste, in den beiden ersten Akten des Dramas; noch in der letzten Scene des letzten Aktes, fünf Zeilen vor dem Schluss, erhält sie ein neues Moment, als hätte der Dichter Vergessenes nachholen, neue Einfälle einschalten wollen. Doch wenn wir lesen, wie Lessing sein Gedicht gearbeitet hat, so darf uns dieser Mangel kein Wunder nehmen; derselbe ist eben in seiner Art zu arbeiten begründet. Lessing schreibt am 15. Januar 1779 an seinen Bruder; „Ich habe, mit den Malern zu reden, die letzten Lichterchen aufgesetzt; das ist, die eigentlichen Vorbereitungen ein-

geschaltet, die sich ganz vom Anfange nicht absehen lassen." Diese Vorbereitungen waren aber die Beziehungen auf die Vorgeschichte, die nunmehr mehr zufällig als absichtlich ihren Platz fanden, weil sie „sich ganz vom Anfange nicht absehen liessen." Durch diese nicht innerlich gebotenen, sondern nachträglich zugesetzten Beziehungen verliert aber die Exposition ihren eigentlichen Charakter, sie spannt nicht und ihre Wirkung für das Drama geht verloren. Die Fabel des Stückes selbst erregt somit dem Leser oder Hörer kein lebendiges Interesse, und die schliessliche Erkennung der Geschwister nehmen wir als Etwas hin, was dem Stücke wohl ein Ende macht, aber als Auflösung und Abschluss der angeschlagenen Accorde nicht angesehen werden kann. Denn was nun im Drama selber folgt: die Ankunft Nathans in Jerusalem, die Heilung Rechas von dem Wahne, durch einen Engel gerettet zu sein, die Zumuthung des Patriarchen an den Tempelherrn, Saladin zu verrathen, Al-Hafis Warnung an den Juden, sein Geld dem Sultan nicht zu opfern, Nathans Dank an den Tempelherrn, dessen Eintritt in des Juden Haus und seine keimende Liebe zu Recha, die steigenden Mahnungen, die Kurts äussere Erscheinung an Wolf von Filneck giebt, das Erscheinen Nathans vor Saladin, die wachsende Gluth des Tempelherrn, Dajas unberufner Eifer und unzeitige Eröffnung von Rechas christlicher Geburt und des Juden Geheimniss, des Tempelherrn erwachendes Misstrauen gegen Nathan, welches ihn antreibt, sogar den Rath des Patriarchen anzurufen, sein Gang zum Saladin, in welchem Assads Bild durch Kurts leidenschaftliche Weise wieder wachgerufen wird, des Sultans und Sittahs Vermittlung, die Verbindung des Ritters mit Recha herzustellen, dessen Selbstanklage vor Nathan, dass er ihn in Unannehmlichkeiten der bösesten Art verwickelt, der Wunsch Rechas, die dem Ritter kühl und leidenschaftslos gegenübersteht, den Vater nicht verlieren zu müssen, endlich Nathans stilles Sammeln der Beweismittel aus des Klosterbruders Hand, deren Gewicht sein zurückhaltendes Wesen erklärt, schliesslich die Lösung durch die Gewissheit und allseitige Anerkennung der Verwandtschaft des Tempelherrn und Rechas als Geschwister, als Kinder von Saladins Bruder — dies Alles ist denn zwar in den einzelnen Theilen mit der bewundernswürdigsten Kunst feinster Seelenmalerei erfunden und ich möchte sagen mit juridischer Schärfe so ausgeführt, dass selbst jedes Auftreten der Personen nicht als ein zufälliges Zusammentreffen, sondern als motivirtes Aufsuchen und Finden erscheint; Alles ist in der dialektischen Entwicklung der Charaktere so unabweisbar nothwendig, dass nichts fehlen, nichts hinzugethan werden kann, aber — es ist weder Episode, wie Lessing meinte, noch ist es rührend; jenes nicht, weil diese einzelnen Momente eben die Haupthandlung ausmachen, dieses nicht, weil, wenn wir auch die unerschöpfliche Kraft eines Genius bewundern müssen, der es versteht mit den einfachsten Zügen in Einzelpersonen ganze Klassen von Menschen zu zeichnen, wir uns dennoch nicht des Eindrucks der Kühle erwehren können, welche über das Ganze ausgegossen ist. Denn — das ist unleugbar — der Dichter hat es nicht

verstanden, uns für die menschliche Lage und menschlichen Verhältnisse der handelnden Personen, ausser etwa des Klosterbruders, zu erwärmen oder uns eine persönliche Theilnahme für dieselben abzuzwingen. Ihnen fehlt das Pathos irgend einer Leidenschaft, sie sind alle viel zu vernünftig, um sich dem Fluge der Begeisterung zu überlassen, zu der sie etwa der Glaube an die Ewigkeit irgend welcher Ideen hinreissen möchte; selbst ihre Liebe zu einander ist keine unmittelbare, sondern durch das Kühlschiff der Reflexion gegangen, ihre Irrthümer sind Verstandes- aber nicht Herzensirrungen, sie selbst bewegen sich in den engen Schranken von Familienaffecten und sollten doch Träger der grossen Idee einer allgemeinen Menschenverbrüderung sein, sie reden doctrinär, sie sind von des Gedankens Blässe angekränkelt. Ihre Handlungen sind kunstgerechte Schachzüge, die sie der Dichter gegen einander thun lässt; wir stehen über dem Brett gebeugt und folgen der kundigen Hand, welche die Steine bewegt; wir bewundern das geistreiche Spiel, aber wir fühlen, dass es ein geistreiches Spiel ist. So gewinnen wir denn Interesse an dem Dichter, aber das Gemüth wird von den handelnden Personen kaum berührt, und nur einmal möchten wir uns wahrhaft gerührt finden, das ist durch die Erzählung Nathans von dem Judenmord zu Gad. Wie sollten uns aber auch Handlung und Personen rühren?

Dreht sich die Handlung eines Dramas um ein Wiederfinden zweier Geschwister, die das Leben auseinandergerissen, die sich Etwas wären, ehe sie sich schieden, die an einander verloren, da sie von einander giengen, dreht sie sich etwa um eine Iphigenia und einen Orest, so ist der Moment des Wiedererkennens so gewaltig, so tief ergreifend, dass selbst der grösseste unserer Dichter demselben keinen Wortausdruck zu geben wagte, sondern in dem Bewusstsein von den Gränzen seiner Kunst, wie es nur in einem Meister lebt, den Orest von der Bühne abtreten liess, weil ihm Worte fehlten, wo nur stumme Thränen reden durften. Das Wiederfinden und Wiedererkennen ist von einer solchen dramatischen Wirkung, dass Aristoteles demselben in seiner Poëtik ein eigenes Capitel (11 und 14) und Lessing in seiner Dramaturgie eine eingehende Besprechung (St. 37 ff.) gewidmet hat. Im Nathan aber handelt es sich nicht um ein Wiederfinden, sondern nur um ein Antreffen. Kurt und Blanda treten sich, als Geschwister wenigstens, einander vollkommen fremd gegenüber. Die Situation, da sie sich als Bruder und Schwester begrüssen sollen, hat daher für sie etwas Verlegenes und Beklemmendes; sie wissen ja nicht einmal Einer von des Andern Dasein, sie kennen sich als Menschen kaum und sollen einander wie Geschwister lieben; sie sind durch keine gemeinsamen Erinnerungen, nicht einmal durch das Band einer gleich warmen und innigen Liebe zu den Ältern verbunden, denn jener, den der Stiefvater in Deutschland erzog, hat von seinem Vater nichts als die Ähnlichkeit gehabt, und diese, die wenige Wochen alt, zu Nathan gebracht wurde, weiss nicht einmal, dass sie Nathans Tochter nicht sei; so bindet denn keine gemeinsame Beziehung den Einen an die Andere; sie sind sich zunächst eben nichts; möglich, dass sie sich noch

Etwas werden, obschon auch diese Hoffnung keine begründete sein kann. Denn die Liebe, welche in dem Tempelherrn zu Recha so hoch aufloderte, brennt ja in so lichten Flammen, dass, da der Schluss so knapp und rasch an uns herantritt und der Vorhang über der stummen Wiederholung allseitiger Umarmung so schnell fällt, wir uns doch fragen müssen, welche Kämpfe der junge Ritter fortan in sich werde auszuringen haben, bis er das Weh überwunden haben wird, das der jähe Einsturz seiner Liebeshoffnungen seinem Herzen bereiten muss, bis er gelernt haben wird, in Recha nur seine Schwester zu sehen. Die Liebe, sollte ich meinen, die plötzlich in dem geliebten Wesen eine Schwester erkennen muss, schreit sicherlich in einer schrillen Dissonanz auf, und eben diese, von Lessing nicht gelöst, bleibt denn auch nachklingend in unserer Seele, wenn wir von der Handlung des Dramas durch das Fallen des Vorhangs scheiden müssen.

Haben wir es aber mit einem Werke zu thun, in welchem die Empfindung eine tiefe Anregung nicht erhält, das also nicht in dem Grade rührend ist, wie Lessing meinte, so liegt dies wohl zuerst in dem Charakter Lessings selbst, und dann in der Absicht, um deren Willen er das Werk geschrieben.

Lessing sagt von sich selbst in der Dramaturgie: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit, so gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewusst, dass ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschiesst: ich muss alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen."

Und sollte auf dieses Selbstgeständniss bei einem Manne nichts zu geben sein, der, in Allem wahrhaft, auch gegen sich selbst wahr wie selten Einer war? nichts bei einem Manne, der sich niemals herabgewürdigt hat, in geheuchelter Bescheidenheit mit dem Publikum zu coquettiren? Wir müssen ihm auf's Wort glauben, dass er sich und das Maass seiner Begabung wohl gekannt, zumal da ja auch alle seine dramatischen Werke den unzweifelhaften Beweis von der Wahrheit seines Bekenntnisses liefern. So ist denn auch im Nathan ein unendlicher Ideengehalt aber kein Idealgehalt; es würde gerade der deutschen Litteratur ein wesentliches, eine Seite unserer Nationalität scharf bezeichnendes Kunstwerk fehlen, sollten wir des dramatischen Gedichtes entbehren; aber dieser Werth ist ein anderer las der, welcher den unmittelbaren poëtischen Erguss eines Dichters zu einem reinen Ge-

nuss des Lesers und Hörers macht und die Seele desselben durch die grossen Gebilde einer schöpferischen Phantasie erhebt.

Ferner aber nennt ja auch Lessing selbst in einem Briefe an Fr. Jacobi und ähnlich an den Staatsrath von Gebler in Wien den Nathan „einen Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.“ Er hofft, „den Theologen damit einen ärgeren Possen zu spielen, als noch mit zehn Fragmenten.“ Ja, er will sich genügen lassen, „wenn Nathan sich mit Interesse lieset und unter tausend Lesern nur einer an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt. Hier bezeichnet ja der Dichter selbst seine Schöpfung als kein reines Kunstwerk, das eben nur schön sein will; er legt ihm Zwecke und Absichten unter; er will erreichen was ausserhalb der Sphäre der Kunst liegt; er will irgend etwas lehren und doch darf die Bühne für diesen Zweck nicht das Katheder oder die Kanzel sein. Und wenn wir dies in das Auge fassen, so ist es ein sein dramatisches Gedicht sicherlich charakterisirender Irrthum, wenn er absichtlich oder unabsichtlich dessen Argument eine Episode nannte. Ihm erscheint die Haupthandlung nicht mehr als eine solche, weil er nicht sie zur Hauptsache stempelte, sondern in seiner Seele war offenbar die theologische Wirkung der Hauptzweck seines dramatichen Gedichtes. Dafür spricht ja auch, dass er den alten Plan hatte fallen lassen und gerade jetzt wieder aufnahm, wo er einer Form bedurfte, um mit Umgehung des herzoglichen Verbots, den Streit um die Wolfenbüttler Fragmente fortzusetzen. Wirklich, die Polemik hat den Nathan entbinden helfen. Und dass eben diese der Kunst fremde Verstandesthätigkeit den Dichter leitete, erkannte auch Göthe, der von dem Stücke sagte, dass in ihm der Verstand fast allein spricht; Schiller, dessen innerster Natur das Werk widerstand, erklärte, dass dessen Schönheiten im Räsonnirenden lägen; Friedrich Schlegel warf dem Dichter vor, die dramatische Form sei nur Vehikel und nannte Lessings Gedicht ein Elementarbuch des höheren Cynismus. Mag an diesem Tadel Manches übertrieben sein, so viel bleibt sicher, dass Alles was die Polemik entbindet, schon um der Tendenz willen, nicht Poësie sein kann, und dass, wenn auch Lessing sagt: es würde der Nathan ein so rührendes Stück, als er nur immer gemacht habe, trotz dem, dass am Schlusse Sittah erklärt, sie sei gerührt, und Saladin: er schaudre vor einer grössern Rührung fast zurück, der Zuschauer nicht mit- und nachempfindet, sondern höchstens auf Treu und Glauben hinnehmen kann, was ihm versichert wird, obschon ihm auch das schwer ankommen wird vor dem ungelösten Missklang, den die Anerkennung Rechas als seiner Schwester in der Seele des Templers angeschlagen hat.

Sehen wir aber weiter nach, was Lessing mit seinem Werke bezweckte. „Es kann wohl sein, heisst es, dass mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur Einer an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“ Zunächst also darauf gelesen zu werden, hatte es Les-

sing abgesehen und wohl auch darum für sein Drama eine neue Bezeichnung erfunden. Der Titel lautet: Nathan der Weise, ein dramatisches Gedicht; und wenn auch Engel und Herder an dieser neuen von Lessing erfundenen Benennung Anstoss nahmen, so ist doch Schiller Lessingen mit dieser Bezeichnung im Don Carlos und im Wallenstein gefolgt. Lessing zweifelte an der Möglichkeit, sein Werk auf die Bühne zu bringen; er meint, es könne dies vielleicht nach hundert Jahren geschehen, vielleicht aber auch nie. So schrieb er denn zunächst nur um gelesen zu werden. Er ist demnach in Bezug auf dies Werk ein anagnostischer Dramatiker, wie Aristoteles den Chaeremon bezeichnet. Die Bezeichnung eines dramatischen Gedichtes geben die Dichter nur solchen Dramen, in denen sie in der Freudigkeit des Schaffens nicht an die Anforderungen der Bühne denken, und ohne alle Rücksicht auf die Darstellbarkeit sich der ungehemmten Lust und Behaglichkeit des Dichtens hingeben. Das dramatische Gedicht ist als solches keine neue Gattung, zu der man es neuerdings hat stempeln wollen, sondern es wird stets der Tragödie oder Comödie unterzuordnen sein.

Wie denn Lessing es vorhergesehen hatte, so wagte auch keine der damals berühmten Bühnen sich an die Aufführung des Nathan. Erst nach seinem Tode führte Döbbelin im Jahre 1783 das Stück drei Abende hinter einander in Berlin auf, den 14. 15. und 16. April; die dritte Vorstellung wurde vor einem leeren Hause gegeben. Brockmann in Wien, Schröder in Hamburg brachten es nie auf die Bühne. Schröder liess es einmal mit vertheilten Rollen lesen; er selbst hatte den Nathan und den Patriarchen übernommen, und in der Ausführung der letzten Rolle hätten unsre modernen Possenreisser etwas lernen können. „Rein von dem outrirten Kanzelton, in den später die Rolle gezogen worden ist, flossen die Äusserungen der Unduldsamkeit so vornehm und sanft und salbungsvoll von seinen Lippen, als hätte Lainez sich mit dem Kardinal von Lothringen vor den Augen des französischen Hofes unterredet.“ (Ed. Devrient: Gesch.: der deutschen Schauspielk. II. p. 381. f.) Erst am 28. November 1801 hat man in Weimar das Werk nach der Redaction von Schiller wiederaufgeführt, nachdem durch Göthes und Schillers Dichtungen der Mund der Schauspieler für den fünffüssigen Jambus flüssiger geworden war. Auch diesem hat Lessing, vielleicht auf Herders Anregung und Eckhoffs Empfehlung, auf der deutschen Bühne das Bürgerrecht verschafft. Vor ihm hatte schon 1758 von Brawe im Brutus und Wieland in seiner Bearbeitung von Nicholas Rowe's Johanna Grey in diesem auf der Englischen Bühne heimischen Verse gedichtet. Am 14. November 1778 begann Lessing den ersten Aufzug aus dem noch erhaltenen prosaischen Entwurfe in Verse zu übertragen. Freilich würde eine strenge Kritik diese kaum für solche halten. „Mit Erlaubniss, ich dächte sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären“ entschuldigt sich Lessing, er vertheidigt damit sowohl die Freiheit, welche er sich genommen, in einigen dreissig Versen zu viel oder zu wenig Silben in die

Verszeile gebracht zu haben, als auch den hier und da hervortretenden Mangel an Correctheit in Cäsur und Diärese, an Übereinstimmung von Wort- und Versaccent. Durch die Licenzen, die er dem fünffüssigen Jambus gab, gedachte er ihn wohl dem natürlichen Ausdruck der Rede näher zu bringen; er übersah aber, dass die Rede um so leichter fliesst, je mehr der Natur des Verses ihr Recht geschieht. Wie leicht spricht sich der Vers Göthes und Schillers.

Aber mit allem diesem sind nur gewissermassen die Aussenwerke des Dramas berührt, die äusserliche Absicht, die dem Dichter die Hand führte. Die eigentliche Tendenz des Stückes liegt tiefer. Sie liegt auf dem theologischen Gebiete. Auf dieses weiset Lessing selber hin. Dorthin müssen wir ihm also folgen und jede Ablehnung dieses Weges wäre unkritisch oder bewiese bei dem Abweisenden selber nur eine mindestens unsichere Stellung zum und im Christenthum, wenn überhaupt eine.

Wohl ist wiederholentlich gesagt und anerkannt worden, dass Lessing nichts anderes habe lehren und auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, habe predigen wollen, als die Toleranz, jene Duldsamkeit, welche von Religionshass und Verfolgungslust nichts weiss aus lauter Liebe zu den Mitmenschen oder, wie Lessing sagt, zu den schwächeren Mitschülern, mit denen wir am Ende doch nach einem Ziele streben. Wie viele aber von denen, die dies Thema aus Nathan dem Weisen herausgelesen haben, sind sich wohl bewusst gewesen, dass Toleranz nur der haben könne, der seiner Seits voll und ganz in einer religiösen Ueberzeugung steht, denn ohne bestimmtes Bekenntniss keine Duldsamkeit; man kann doch neben sich nicht ein Anderes dulden, wenn man selber nichts ist. Wie vielen gilt Toleranz heute noch ebenso viel als religiöse Gleichgültigkeit; wie viele werfen in ihrer Bornirtheit mit dem unglücklich gewählten Worte eines grossen Mannes um sich, jeder könne auf seine Façon selig werden, ohne dass sie selbst irgend eine Façon selig zu werden angenommen haben oder überhaupt nur ahnen, dass es eine Seligkeit giebt. Mit diesen aber haben wir es hier nicht zu thun. Hören wir diejenigen vielmehr, welche meinen, Lessing habe die gegenseitige Schonung den Genossen verschiedener Religionen und Religionsbekenntnisse empfehlen wollen, wo diese wirklich als wahrhafte Überzeugung einer wahrhaften Überzeugung entgegentreten. Wäre bloss diese Duldsamkeit gepredigt, nun, so hätte Lessing wirkliche Christen wirklichen Juden und Muhammedanern gegenüberstellen müssen, um zu zeigen, in welcher Religion es denn als Wesenheit liegt, in jedem Andersgläubigen ein Ebenbild Gottes zu erkennen, in welchem Glauben allein die allgemeine Menschenliebe gewonnen werden kann. Das aber hat er nicht gethan, denn weder ist Nathan ein Jude, noch Saladin ein Muhammedaner, noch der Templer ein Christ. Keiner von ihnen kann somit als der Träger des Bekenntnisses, in dem er zufällig lebt, angesehen werden; jeder behandelt das seine zwar mit rücksichtsvoller Schonung oder Achtung, aber jeder glaubt sich demselben vermöge besserer Einsicht und vernünftiger

Erkenntniss entwachsen, deshalb enthält es für Keinen die ihn allein seligmachende Kraft. Und weil jeder von ihnen das Positive seines Glaubens, in dem er zufällig geboren ist, als ein an sich achtungswerthes, aber unwesentliches Moment abstreift, so kommen sie denn auch leicht dazu, weil sie das an sich Wesentliche darangeben, sich in einer neuen Religion frommer Humanität zu einigen, welche, wie uns bedeutet wird, über allen Religionen wie der Geist Gottes über den Wassern schweben soll. Ihr Inhalt ist der Glaube an Einen Gott und nicht die blosse Duldung, sondern die werkthätige Nächstenliebe, welche den wahren Kern aller positiven Religion bilde. Dieses neue Evangelium oder dies vermeintliche Urevangelium predigt Nathan, an dasselbe glaubt Lessing, denn er sagt selbst: Nathans Gesinnung gegen alle positive Religionen ist von jeher die Meinige gewesen.

Bevor wir aber auf den Werth dieser Gesinnung und die Art wie sie im Nathan vertreten worden ist, näher eingehen, sei es vergönnt, nach ihrer Genesis zu forschen und einen Blick auf die geistigen Gegensätze der Lessingschen Zeit zu werfen, deren Abspiegelungen ja in das Gedicht übergegangen sind, Gegensätze, die auch für uns darum ein höheres Interesse haben müssen, weil sie die Factoren sind, mit welchen auch heutigen Tages noch rechnen muss, wer sich die scheinbar widersinnigen Erscheinungen in dem Geistesleben unseres Jahrhunderts erklären will.

Lessings Jahrhundert heisst das der Aufklärung, und an die Namen grosser Fürsten und Herrn der evangelischen und der katholischen Welt, an die Namen von Schriftstellern und Gelehrten von Voltaire und Jean J. Rousseau bis auf Basedow und Bahrdt, also vom Thron bis schliesslich zur Bierstube in Halle knüpfen noch heute Manche, die ohne weitere Kritik sich dem Worte „Aufklärung“ gefangen geben, eine Reihe von Vorstellungen, welche ihre Brust mit dem stolzen Bewusstsein schwellen: Wie wirs denn so herrlich weit gebracht!

Ich gehöre nun nicht zu denjenigen, welche so leicht in eine Begeisterung über ein Phantasiegebilde gerathen, wie es lediglich nur aus einer einseitigen oder vorwegeingenommenen Betrachtung der Geschichte erwächst; mich widern sogar die Werke jüngster Historiker an, welche die gewissenhafte und freie geschichtliche Forschung zu einer feilen Dienstmagd ihrer politischen Partei machen und die Lüge um so nachdrücklicher zu verbreiten wissen, je besser sie dieselbe mit dem Schein der Wissenschaftlichkeit zu drapiren und mit dem Geklingel archivalischer Citate zu behängen verstehen. Ich bitte, mir in eine mehr nüchterne Anschauung von Personen und Zuständen zu folgen. Ich werde mich indess möglichst kurz fassen, und um des nähern Zweckes willen nur auf Deutschland beschränken, und selbst auf diesem Gebiete werde ich mir versagen müssen, auf die Wirkungen der Gegensätze im katholischen Lager einzugehen. Es ist das evangelische Deutschland, auf welches ich die Aufmerksamkeit hinlenken will.

Da tritt uns denn auf der einen Seite das entgegen, was man mit dem Namen der lutherischen Orthodoxie bezeichnet. Die Orthodoxen sind der ganz einfachen Wortübersetzung nach die rechtgläubigen Christen, welche in nichts anderem als in der heiligen Schrift Ursprung und Quelle ihres Glaubens erkennen. Die Reformation hatte die Christenheit wieder auf diesen alleinigen Grund des Glaubens hingestellt und das, was die katholische Kirche als Tradition nebenher in fast gleicher Würde gelten liess, als unevangelisch zurückgewiesen und abgeworfen. Aber mit dieser blossen Verneinung der katholischen Tradition, mit dem blossen Protestiren, konnte sich die Thätigkeit der Reformatoren nicht begnügen. Der Geist, der bloss verneint, zeigt sich für die Schöpfung einer neuen Gestaltung der Dinge unfruchtbar, und hätte die Reformation nur das negirende Princip in sich gehabt, sie wäre in kürzester Frist verbraucht, sie hätte kein Leben in sich gehabt, welches das erste Jahrzehent überdauert hätte. Es galt ein Mehr und ein Grösseres. Und die frommen Väter der Reformation giengen mit einem unermüdlichen, nimmer rastenden Eifer, mit der ganzen Fülle des Geistes und der Gelehrsamkeit daran, den Inhalt und den Umfang der christlichen Glaubenswahrheiten nur aus den Schriften des A. und N. Bundes auszufinden, alles, was Menschenwerk dem Glauben hinzugethan, auf Grund ihrer eigenen Vertiefung und Versenkung in den heiligen Stoff als unbiblisch abzustreifen und eine Glaubenslehre, eine Kirche zu schaffen, die ebenso vor Irrlehre bewahrt, wie sie sich der wissenschaftlichen Weiterbildung eröffnet. Und indem sie Stein zu Stein, Säule zu Säule fügten, erbauten sie jenes wundervolle Glaubenssystem, dessen Eckstein und Träger der Eine war, der Gottessohn Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene. Das eine Wort des Erlösers: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich! war der Kitt, der das Gebäude zusammenhielt, und die Rechtfertigung durch den Glauben allein mit all ihren Folgen und Ergebnissen galt ihnen als die Summa der Evangelischen Lehre. Wie sie deren Wahrheit an ihrem inneren Menschen erlebt, so legten sie dieselbe in der Augustana nieder; diese ist der volle und ganze Ausdruck derjenigen Erfahrung, welche sie als Christen an ihren Seelen gemacht. Und auf der Überzeugung von der Wahrheit und Wahrhaftigkeit ihrer Lehre stehend, bewahrten sie neben dem tiefen Busseernst die freudige Zuversicht, die ehrenfeste Heiterkeit, besorgten sie die treue Seelsorge, die eifrige Jugendunterweisung, bekundeten sie die herzliche Gottesfurcht und strenge Zucht in Kirche und Haus, die treue Ergebenheit gegen die Oberkeit, besiegelten sie, wenn es sein musste, ihr Bekenntniss mit dem Martyrium. Vom heiligen Geist getragen grub sich ihre Arbeit in die Bibel hinein; sie war den Orthodoxen das Buch der göttlichen Offenbarung, dessen Lehrinhalt ganz und voll zu erfassen ihnen eine um so heiligere That erschien, als das zeitliche und ewige Wohl von dem Verständniss desselben abhing. Darum schelte man nicht auf jene Theologen, wenn sie, weil es sich um Leben und Seligkeit handelte, die ihnen gewordene Einsicht mit einem Eifer vertheidigten, der dem um Leben und Seligkeit minder bekümmerten als Eigensinn und

Zelotismus erscheint; wenn sie sich kein Tütelchen von ihrer Erkenntniss abdingen liessen mit einer Festigkeit, die Rechthaberei nur derjenige nennen kann, der den Werth einer mühevoll selbsterrungenen Überzeugung, welche den Himmel erschliesen und das Heil auf Erden fördern soll, niemals an sich selbst erkannt hat. Von solchen hört man denn wohl mit Pathos und Emphase gegen die Orthodoxen declamiren; sie werden als Heuchler geschimpft, weil dem Gegner in seiner Halbheit das Verständniss für die Überzeugungstreue abgeht, als Finsterlinge, weil er in seiner Afterweisheit ausserhalb des Lichtes des Evangeliums steht, als Buchstabengläubige, weil er nicht erkennen will oder kann, welch einen Werth der Buchstabe für das Wort, das Wort für den Geist, und der Geist für den Glauben hat. Die Orthodoxen erkannten ganz richtig, dass wer die Bibel antastet, schon vorher mit dem Glauben gebrochen hat; sie wussten es gar wohl, dass die Sache nicht liegt, wie der grosse Haufe meint; nicht darum wird Einer ungläubig, weil er etwa durch die Bibelforschung zu einem ablehnenden Urtheil über die heiligen Schriften kommt, sondern weil er nicht glaubt, darum greift er die Bibel an. Der gläubige Leser hat zu allen Zeiten allein in der Bibel die Quelle und Norm seines Glaubens gefunden. Und durch diese Vertiefung in den Inhalt der heiligen Schrift ist der biblische Lehrbegriff in seinem ganzen Umfang und so systematisch abgerundet an das Licht gebracht, dass selbst Lessing erklärte, er kenne kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, denn an dem orthodoxen System. Und im Grossen und Ganzen hat auch die Geistes- und Glaubensarbeit des 16. und 17. Jahrhunderts was christliche Lehre sein soll, festgestellt und die Frage nach dem Lehrinhalt der heiligen Schrift im Wesentlichen gelöst, ohne dass damit gesagt sein soll und darf, dass für die rechtgläubige Bibelforschung, für die Theologie als Wissenschaft nichts mehr zu thun übrig sei.

Wenn nun aber doch bei dieser staunenswerthen und segensreichen Thätigkeit der Orthodoxie ihr Name im 18. Jahrhundert geradezu ein Schimpfwort wurde und sogar heute noch Leute, die sich besonders aufgeklärt und hochweise dünken, nicht bloss vor der Orthodoxie eine kindische Furcht, wie vor einer ansteckenden Krankheit haben, sondern auch mit dem Namen eines Orthodoxen einem honetten Menschen einen Makel anzuheften vermeinen, wie ist das gekommen?

Als Schuld davon lag in der Orthodoxie des 18. Jahrhunderts nur dies, dass sie mehr Geisteskraft darauf verwendete, den Lehrbegriff festzustellen und theoretisch zu gestalten, als Willen und Gemüthstiefe, ihn praktisch in einem erweckteren Leben darzustellen; man wusste mehr vom Christenthum, als man es übte, und namentlich wurde in der Behandlung theologischer Streitfragen von den geistlichen Lehrern der Kampf um die Reinheit der Evangelischen Lehre hitziger betrieben, als um die Reinheit des Evangelischen Lebens. Dabei vergesse man indess nicht, ein wie kleiner Bruchtheil der Orthodoxen durch diesen Tadel getroffen werden kann, doch nur die wenigen theologischen Schriftsteller, welche an

der Behandlung der Streitfragen theilnahmen, und selbst die nicht einmal alle, denn Männern wie Löscher in Dresden († 1747.) und Bengel in Stuttgart († 1752.) kann doch eine todte Orthodoxie nicht vorgeworfen werden. Wie viele Tausende von Geistlichen und Laien aber haben sich noch ausser diesen von jener Ausartung des Glaubenslebens in todten Schematismus fern und frei gehalten! Kam nun aber noch hinzu, dass die wissenschaftlichen Orthodoxen an den reformatorischen Symbolen, die für ihre Zeit für die Gestaltung der Evangelischen Lehre und Kirche von dem reichsten Gottessegen begleitet waren, in unbeweglicher Starrheit festhielten, so trugen sie allerdings wohl die Waffen gegen die Feinde der Reformation in Händen, nicht aber gegen die zersetzende und zerfressende Kraft der modernen Aufklärung, die freilich nicht die Absicht, wohl aber die Wirkung hatte, dass sich das Reich Gottes auf Erden neu gestaltete.

Die Sache der Orthodoxie fand ihr wissenschaftliches Organ in den: Nova acta historico-ecclesiastica, einer Zeitschrift, die in Weimar herausgegeben wurde, und in den von dem Canonicus Ziegra redigirten „Freiwilligen Beiträgen zu den Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit,“ welche entschieden Front machten gegen die Aufklärer und Fortschrittspropheten vom Standpunkt des conservativen Christenthums aus.

Den Hauptposten zur Vertheidigung der Orthodoxie in ihrem ganzen aus dem 17. Jahrhunderte überkommenen Zustande hatte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Hauptpastor Joh. Melchior Goeze zu Hamburg († 1782.) übernommen, dessen Leben in der Aufgabe aufging, wider alle Angriffe der Aufklärer, so weit er irgend im Stande war, bis in den Tod zu kämpfen. Er mag einen verlorenen Posten behauptet haben, aber in keinem Fall einen unsittlichen; er kann tragisch sein, aber nicht verächtlich. Es ist mit Recht bedauert worden, dass Danzel nur den ersten, und Guhrauer nur den zweiten Band von Lessings Leben persönlich herausgegeben haben. Der dritte Band erschien erst nach Guhrauers Tode und es bleibt fraglich, ob Guhrauer ihn so wie er ist, würde zum Druck gegeben haben, fraglich deshalb, weil er doch wohl dieselbe Gerechtigkeit und Ehrenrettung, welche er trotz Lessingen dem Professor Klotz angedeihen liess, auch Goezen nicht würde versagt haben, der, ein Ehrenmann vom Kopf bis zur Sohle, das tragische Geschick hat, fast überall noch in dem gesudelten Conterfei, selbst auf der Bühne im Patriarchen zu figuriren, in welchem Lessing ihn wenige Jahre vor seinem Tode gezeichnet hat, und in dem er von dessen Zeitgenossen, welche in verba magistri schwuren und an ihm den wohlfeilen Cultus ihres Aberwitzes und vermeintlichen Genies exercirten, aufgefasst ist.

Um von Stahrs fadenscheinigem Buche zu geschweigen, der über Lessings Zeit und Leben gar keine selbständigen Studien gemacht hat, ausser da, wo er Lessings Geld- und Lebensnoth zu schildern hat, so hat auch früher schon Karl Schwarz, wie es ihm denn bereits nachgewiesen ist, nicht einmal Gelegenheit genommen, Goezens Schriften

parteilos zu studiren, und überall nur auf die Stimme von dessen Gegnern gehört, von denen doch schon Einige, wie Crantz, trotz seiner erbittertsten Angriffe auf die Orthodoxie, der ehrenhaften Person Goezens eine ehrlichere Anerkennung gezollt haben, als Lessing in seiner übermässig leidenschaftlichen, durch den Tod seiner Gattin und durch die ihm daraus erwachsene Lebensnoth krankhaft gereizten Stimmung zu thun im Stande war. Dagegen erschien im J. 1860 Roepes: „Joh. Melchior Goeze, eine Rettung,“ ein Buch, auf das ich mit Fug und Recht die Freunde Lessings hinweisen kann. Goeze wird in demselben nicht etwa durch die Künste eines geschickten Anwalts weissgebrannt, sondern als ein sittlicher Charakter aus seinem Leben und seinen Schriften gerechtfertigt. Da ist es denn dem Goeze ergangen, wie es ja wohl heut zu Tage noch Manchem ergeht: Die Gegner ärgern sich an der Sache, und da sie die Principien derselben nicht widerlegen können, so hauen sie auf die Personen, welche dieselben vertreten, ein, und der Janhagel, den die rechtzeitig angebrachten Schlag- und Stichwörter kitzeln, jubelt ohne zu lesen, ohne zu prüfen in majorem Dei gloriam nach. Denn die Menschen glauben einmal das Schlechte lieber als das Gute und lassen sich gar zu gern von der Presse im Allgemeinen, dann aber am liebsten von der lügnerischen übertölpeln, zumal wenn sie durch ein widriges, aus entstellten und ausgerissenen Fetzen seiner Schriften zusammengestztes Zerrbild des Gegners bestochen werden. Lessing war — und das müssen wir für die Beurtheilung seiner Recensionen und Kritiken immer wohl in das Auge fassen — doch eben nur der Schöpfer des heutigen Journalismus, der erste moderne Litterat, freilich aber — was für Einer! der, wie er selber in seinem Briefe vom 16. März 1778 sagt, seine Waffen nach seinem Gegner richten muss und nicht Alles, was er γυμναστικῶς (disputirend) schreibt, auch δογματικῶς (lehrend) schreiben würde, obschon er selber diesen Grundsatz in seiner Replik gegen Ress als unwürdig des Wahrheitsforschers verwirft. Goezen dagegen war es heiliger Ernst um die Orthodoxie; er vertheidigte dieselbe gegen eine neue Welt- und Lebensansicht, nicht täppisch, wie Karl Schwarz in vorgefasster Meinung unerwiesen behauptet, sondern mit ehrlichen Waffen und glaubenstreuem Ernst.

Und welche Mächte standen der aus der Reformatorenzeit überkommenen Orthodoxie des vorigen Jahrhunderts gegenüber?

Zuerst erhob sich innerhalb der lutherischen Kirche gegen den Schematismus des Glaubens und die blosse Formulirung der Dogmen der Pietismus Speners und seiner ehrwürdigen Nachfolger in Halle, wo der vielfach angefeindeten Schule eine sichere Stätte bereitet wurde. Er schuf der äusseren Theologie des Wissens gegenüber die Theologie des Herzens. Und das war sein unsterbliches Verdienst, dass er auf die Bewährung der Lehren durch den christlichen Lebenswandel drang und die erbauliche Verwendung der Bibel über die bloss beweisende stellte. Dass aber schon seine nächsten Schüler der Missachtung des öffentlichen Gottesdienstes und separatistischer Gelüste bezüchtigt werden konnten, macht

die Richtung kenntlich, deren sich der Pietismus im praktischen Leben bemächtigte. Seine Führer wurden ungelehrter und gleichgültiger gegen die Lehre; überhand dagegen nahm das äussere fromme Bezeigen, die Erkünstelung frommer Gefühle, das Haschen nach biblischer, salbungsvoller Rede, die Nachsicht gegen Schwarmgeister. (Klose: Einleitung zu Edelmanns Selbstbiogr.) Das Conventikelwesen wurde gegründet, die Lehre vom Amt und der Amtsgnade in der lutherischen Kirche wurde umgestossen durch den Satz Speners, dass wer immer die Heilskraft des Evangeliums an sich erfahren, der Erweckte, zum Amte berufen sei. Es zerfaserte sich somit unter den Händen des Pietismus das Evangelische Kirchenwesen und das Ansehen desselben wurde entschieden untergraben, das Gemeindewesen gelöst. Aus dieser Richtung gieng auch Graf Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde zu Herrenhut (13. Aug. 1727) mit all seinen herrlichen Vorzügen und all seinen fast widerlichen Fehlern hervor, welche erst durch Spangenberg gemildert sind.

Aber auch ausserhalb der Kirche wurden Angriffe auf die Orthodoxie geschmiedet. Sie giengen von der Seite des Deismus aus. Er stammt aus England. Dort hatte man zuerst während der Revolution auf die Emancipation des Individuums vom Kirchenthum, und während der Restauration auf den Abfall vom positiven Christenthum hingearbeitet. Die freidenkerische Richtung fand in England indess nur in den oberen Schichten der Gesellschaft Lehre und Anhang; sie leugnete die geoffenbarte Religion und setzte ihr eine natürliche entgegen, sie lehrte den Glauben an einen dreieinigen Gott und seine Erlösungsthat ab und kämpfte mit Hilfe der Philosophie Lockes unter dem Beistande einer falschen Kritik gegen die heilige Schrift und das kirchliche Dogma. So blieb denn diesem System nichts als ein einiger Gott mit seiner Vorsehung, die Freiheit des menschlichen Willens, die Anempfehlung der Tugend und die Unsterblichkeit der Seele. Die Quelle dieser Lehre war das allgemein-sittliche Bewusstsein (common-sense) im Menschen, welches mit der Verstandeskritik gemeinsam operiren sollte, denn der Glaube an die Offenbarung sei nur der niedrigsten Stufe der Kultur angemessen. Diese innere Verödung, aus der eine Erquickung für die durstende Seele nie quellen kann, griff weit über die Gränzen Englands hinaus und fand die ergiebigste Nahrung an der in Frankreich seit Ludwig XIV. erwachten Frivolität der höheren Gesellschafts- und Gelehrtenkreise. Mit den Waffen des witzigen Hohnes kämpfte diese gegen Alles, was der Mensch, selbst noch der Deist, mit Hochachtung umfasste. Sie schuf eine Philosophie, welche ihre scheinbar wissenschaftliche Ablagerung in der Encyclopédie von Diderot und d'Alembert fand, in der sie je mehr und mehr zu einem übertriebenen Zerrbild des Englischen Deismus herabsank. Voltaire wird der Hauptvertreter dieser Richtung und dessen Einfluss auf die deutsche Entwicklung will der nicht in Abrede stellen, der da weiss, welche Freunde und Verehrer derselbe sogar auf den Thronen in Deutschland fand. Nun kam überdies noch dieser Richtung die deutsche Philosophie Christians von Wolf in gewissem Sinne zu Hilfe, indem sie für die christ-

lichen Wahrheiten, die in ihrem Heilsgange und in ihrer Heilsordnung doch eben nur innerlich durchlebt und erfahren werden wollen, nach mathematischen Beweisen suchte. Wolfs Predigten selbst wurden Denkübungen von einer heut überraschenden Trivialität, die Innerlichkeit des Glaubenslebens aber und die Bedeutung der Glaubenswahrheiten für Herz und Gemüth giengen durch seine Philosophie verloren.

Schon gegen den Schluss des 17. Jahrhunderts kamen die deistischen Lehren nach Deutschland, ohne hier im Ganzen zu zünden; sie verführten nur wie Irrlichter Einzelne in den Sumpf; doch wurde immerhin der Boden für den Wind gelockert, der gesäet werden sollte. Der verlaufene Candidat Math. Knutzen aus Holstein c. 1680 und später der Erfinder des Berliner Blaus Joh. Konr. Dippel († 1734), endlich der vagabundirende Theologe Joh. Chr. Edelmann aus Weissenfels († 1767) machten die tollsten Sprünge, sich auf die Beine ihrer eignen Vernunftseligkeit zu stellen, ja der Letztere erklärte schon, keiner andern Erlösung zu bedürfen, als der vom Christenthum. Und diese Bedürftigkeit führte sie denn auch alle drei aus dem Christenthum hinaus in ein Sectirerthum hinein, in dem sie zerfuhren und sich verloren. Ihnen fehlte der Nimbus der klassisch theologichen Gelehrsamkeit und die Schärfe eines Systems um grösseren Anhang zu finden; sie waren eben nur vereinzelte Lichtfreunde und Freireligiöse. Anders aber gestaltete sich die Sache, als ein viel bedeutenderer und scharfsinnigerer Mann dem Rationalismus vorzuarbeiten begann, Prof. Johann Salomo Semler in Halle († 1791). Der fühlte sich unter dem falschen Schein einer gläubigen Forschung berufen, die Echtheit einzelner biblischer Schriften zu bemängeln und sie als aus Irrthum und Missverstand oder aus absichtlicher Täuschung entstanden zu erklären. Mit sich selbst gerieth der unglückliche Mann in Widerspruch, als er vor den Consequenzen seines Systems schreckhaft zurückbebte, und weder Bahrdten in seinen Briefen über die Bibel, noch auch Reimarus in den Wolfenbüttler Fragmenten folgen wollte. Er kämpfte daher gegen diesen mit Misstrauen gegen sich selbst, und unter dem Misstrauen seiner Zeitgenossen. In seiner Vorrede vom 1. März 1779 beweist er es. Er schreibt: „Andre wünschen zwar eine gute statthafte Widerlegung, aber aus meinen Händen seie nicht viel wider einen Naturalisten zu erwarten. — Wieder andere wunderten sich in der That, dass eben ich zuerst eine Widerlegung ansagte, der ich doch manche freie Behauptung selbst gewagt hätte. — Ein anderer Gelehrter hat geäussert, dass ich meinen eigenen Lehrsätzen wol untreu werden müsse.“ Dann schickt er die ersten 17 Bogen an Dr. Miller in Göttingen mit der Bitte um ein Urtheil der dortigen Theologen. Er erhält es mit dem unverhohlenen Zweifel an seine Consequenz. Lessings Anmerkungen zu den Fragmenten gehen auch nur gegen ihn und seines Gleichen. Semler starb gebrochenen Herzens, weil er sich sagen musste, dass der Unsinn der auf kirchlichem Gebiete zu regieren begann, doch nur die strikte Consequenz seiner Anfänge sei.

Und der Unsinn? Die Aufklärung ist es, wie sie sich zuerst in des Protestanten Bahrdt Schriften selber nennt.

Kant schreibt 1784: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ Das klingt nun zwar sehr schön. Wenn er aber fortfährt: „Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht an Mangel des Verstandes, sondern der Entschliessung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen,“ so geräth er in Widerspruch mit sich selbst, wenn er wenige Zeilen später erklärt, dass es Einzelnen schwierig sei, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit herauszuwickeln, und dennoch einen sichern Gang zu thun, einem grossen Publikum dagegen eher gelinge, sich selbst aufzuklären, und wenn er dabei auf die „einigen Selbstdenkenden“ weist, welche sich „sogar unter den eingesetzten Vormündern des grossen Haufens finden“ werden. Oben wird die fremde Autorität weggeleugnet, hiergeradesweges als eingesetzte Vormundschaft anerkannt. Noch schärfer aber bezeugt Bahrdts eigene Definition der von ihm erfundenen Bezeichnung den Widerspruch in der Sache. Er definirt: Wir verstehn unter Aufklärung die Gewöhnung des Menschen in moralischen und ökonomischen Wahrheiten, die und so fern sie mit seiner Glückseligkeit in einer nothwendigen Verbindung stehn, seine eigne Vernunft zu brauchen und nicht eher etwas für ausgemacht zu halten, als bis er deutliche Begriffe und vernunftmässige Gründe dafür gefasst, geprüft und unwiderstehlich empfunden und sich in diesem vernünftigen Fürwahrhalten durch eine bewährte Autorität befestigt hat.

Für denjenigen, der sich durch Worte blenden lässt, enthalten dieselben kaum etwas Verfängliches. Wer aber genauer zusieht und namentlich in das Auge fasst, wie die Aufklärer in praxi dieselben auslegten, der findet in ihnen die Bezeichnung eines grauenhaften Despotismus, der jeden Besonnenen von dieser Erleuchtung fern halten müsste. Ich schweige von der vagen Anforderung, in moralischen und ökonomischen Dingen sich zu gewöhnen, seine Vernunft zu gebrauchen; wie weit wird die reichen und wie sehr wird sie bei verschiedenen Menschen eine verschiedene sein; ich schweige davon, dass es den Aufklärern nur auf ein vernünftiges Fürwahrhalten ankommt, also auf das Subjectiveste der subjectiven Dinge, auf das blosse Meinen; nur auf die fast komische Verbindung, welche empfohlen wird, auf die Verbindung des Führwahrhaltens und des Autoritätsglaubens mache ich aufmerksam. Denn nun bleibt schliesslich doch nichts anderes übrig, da die eigene Vernunft nicht ausreichen will, als die Unterordnung unter eine bewährte Autorität, oder eine solche, die Einer in seiner eigenen ungenügenden Erkenntniss für bewährt hält; eine Unterordnung, welche einen Absolutismus begründet, der denn auch, wer die interessanten Lebensläufe der Aufklärer kennt, so wohl von diesen, wie von den aufgeklärten Machthabern in einer solchen Weise ausgeübt worden ist, dass sie nach inthronisirter Vernunft die Anhänger

und Staatsangehörigen als willenlose und gleichgeltende Steine im Damenbrett hin- und wiederschoben.

Daher stammte denn bei dem Regenten der Illuminaten, Weishaupt, die Geheimnisskrämerei eines Ordenswesens, deren höchste Grade die verkörperte Providenz repräsentiren sollten, und sich, um auf die Sinne der Niederstehenden zu wirken, mit einem Geheimniss umgaben, hinter dem nichts als die grosse Hohlheit sich verbarg. Als guter Zögling der Jesuiten nutzte er die Disciplin dieses Ordens für seine Zwecke aus und übersetzte dessen leitende Ideen in das, was er Aufklärung nannte. Und Bahrdt? Er selbst beschreibt es in seinem Leben fast komisch, wären die Abirrungen nicht zu betrüblich, wie er fort und fort von einem immer grösseren Maulhelden der Vernunft gedrängt, schrittweise eine Position des Glaubens nach der andern aufgab, um schliesslich bei der sogenannten vernünftigen Religion anzukommen, sich mit seinem vernünftigen Lehrgebäude ganz von der Offenbarung loszusagen und Mosen und Jesum in eine Reihe zu stellen mit dem Confucius, Sokrates, Luther, Prof. Semler und sich selbst. Er geizte ordentlich nach der Ehre, kein Gläubiger mehr zu sein, nach einander warf er in seinem sittlichen Schiffbruch als Ballast über Bord den Glauben an die Dreieinigkeit, an die Versöhnung, Gnade, endlich auch an die unmittelbare Sendung Jesu und an die Bibel als Gottes Wort. Seine Religionsquelle wurde die Natur, die Geschichte, das menschliche Herz; für ihn gab es kein anderes Auge, die religiöse Wahrheit zu erkennen, als die Vernunft des natürlichen Menschen, keine andere Erlösung von der Sünde, als die eigene Thatkraft. So trat denn eine Moral an die Stelle der christlichen Sittenlehre, welche rein heidnisch war in der Gleichsetzung des Sittlich-Guten und des Anständigen, obschon er bekanntermassen auch dies später darangab. Schliesslich endete aber auch er mit einer geheimen Ordensverbindung, der sogenannten deutschen Union oder dem Bunde der Zwei und Zwanzig, welche — ein Muster für moderne Parteiorganisatoren — den Buchhandel, die Zeitungen, die Postmeister und Postsekretäre als Distribuenten aller Zeitschriften beeinflussen, die verbündeten Künstler, Gelehrten, Handwerker befördern, sich freilich von Fürsten und Ministern fern halten, wohl aber deren Günstlinge bearbeiten sollte. Die Executive bleibt den dirigirenden Brüdern. Nur sie kennen die Zwecke der Union. Man erkennt in der abschreckendsten Form eine Organisation der rohesten Willkühr, einen pöbelhaften Terrorismus im Namen der „gesunden Vernunft!" Aber die Welt wendete sich doch allmählich mit Ekel von diesem Unsinn der Aufgeklärten ab, ihre Häupter zerfielen aus eitler Eifersüchtelei im Regieren; der eine Tyrann wurde von dem andern übertyrannt und abgethan, Weishaupt von Knigge, Bahrdt von Basedow, dem Herder nicht Kälber, geschweige denn Menschen zur Erziehung anvertrauen wollte. Und alle sind sie verkommen! Ihre Bewegung gehört den Jahren 1760 — 1790 an, eine Bewegung, die wir nicht unterschätzen wollen; sie gab Göthen im Wilhelm Meister, und Jean Paulen in

der Loge und im Hesperus ernste Motive für ihre Romanenwelt; sie erfasste Staatsmänner und Gelehrte, Geistliche und Laien, so dass Weishaupt sich wohl erlustigen durfte, wenn er, der Katholik, mit selbstverlachender Ironie schreiben konnte: „Das Wunderbarste ist, dass grosse protestantische und reformirte Theologen, die vom Orden sind, noch dazu glauben, der darin ertheilte Religionsunterricht enthalte den wahren und ächten Geist der christlichen Religion. Hätte nicht geglaubt, dass ich noch ein neuer Religionsstifter werden sollte. — O Menschen! zu was kann man Euch bereden."

Woher aber gelang es dieser Bewegung, trotz ihrer Flachheit und Hohlheit ihren Anstoss auf Thronen und in Hütten, auf Kanzel und Katheder, in Amt und Haus, bis in die Elementarschulen hinein fühlbar zu machen?

Einmal ist es eine durch die Geschichte bewiesene Thatsache, dass zu Zeiten sich ein grossartiger Irrthum wie eine epidemische Krankheit über ganze Völkerfamilien ausdehnt. Ich erinnere, um im Mittelalter stehn zu bleiben, an die letzten Phasen der Kreuzzüge, an die Geisselbrüderschaften und dergleichen Erscheinungen. Sie haben die Aufgabe, die Luft zu reinigen, und für neue gesunde Entwicklungen den Boden zu lockern. Dann aber folgten doch auch nicht Alle, die sich der Bewegung anschlossen, bis in die äussersten und letzten Consequenzen der neuen Anschauungen; und endlich sagte sich auch die Aufklärung von den Formen nicht los, in welche jeder Einzelne hineingeboren war. Der Staat sollte nicht geändert werden; die Kirche blieb in ihrem äusserem Bestande unangetastet; in der Bibel sah diese Aufklärung immer noch eine unentbehrliche Religionsurkunde, in der Kirche eine heilsame Religionsanstalt; ja, während doch eben die Einzelnen sich vom wahren Glauben losgesagt hatten, wollte doch Keiner „aus seines Vaters Hause gewiesen werden," (um mit Lessing zu sprechen), fast ängstlich hielten sie an den alten Formen fest, deren Bedeutung sie längst hatten fallen lassen. So schien denn den Unglückselig-Verblendeten ein neuer Geist die in ihren Augen abgestorbnen Formen zu durchdringen. Ein Guttheil glaubte an die Wahrheit dieses Irrthums, obschon doch die Namen und das zerfahrene Leben der Führer und Gründer recht bedenklich hätte machen sollen. So wurden denn auch nach wie vor die Kanzeln bestiegen, und der Rationalismus predigte in Apokryphenweisheit für die Tugend und gegen das Laster, aber von dem Erlösungswerk und der Rechtfertigung ohne Verdienst und ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben wusste er nichts, und glaubte sich dennoch im Christenthum; er belehrte über die menschlichen Kräfte und das Glück der Gesundheit, sprach von Freundschaft und Feindschaft, von Ehe und Kinderzucht, und liess schliesslich Gott noch im Himmel, dem er geschickt für seine Thätigkeit die menschlichen Zwecke und Ziele unterzuschieben wusste. Und da wurde denn der gute Mensch so unendlich klug, weil er nunmehr erst lernte dem lieben Gott seine vernünftigen Absichten absehen. Gott wurde zum Menschen herabgezogen, und das Menschlein spielte Gott.

Wie viel Lehrhaftes war daraus nicht zu schöpfen! Gellerts Fabeln, Gessners Idyllen, der rationalistische Pastor von Grünthal in Vossens Luise, die Popularphilosophie von Jacobi, Engel und Garve, Nicolais Bibliothek wurden in der Litteratur die Fundstätten der bald mehr bald minder fortgeschrittenen und fortschreitenden Aufklärung, welche in friedlicher Weise räsonnirte; während die leidenschaftlich agitirende durch die Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur geht, durch die geniale Wuth der Geister momentane Siege feiert, die sie trotz der endlich gewonnenen Verklärung der Form schliesslich doch wieder verlieren wird und muss, weil sie in Gleichgültigkeit, wenn nicht wie bei Schiller geradezu in Feindschaft gegen die Tiefe der Erkenntniss Gottes, gerade die Seite des nationalen Lebens unberührt gelassen hat, auf welcher der Glaube wächst und die Heiligung gedeiht. Hier ist der Punkt, von welchem die Zukunft unserer deutschen Nationallitteratur auszugehen hat.

Und Lessing? In diesem Kampf, da die Geister aufeinander platzten, konnte er sich nicht ruhig und zuschauend verhalten. Aber ebenso wenig erlaubte ihm die Selbständigkeit seiner Studien und die Klarheit, mit welcher er die Mängel der Parteien erkannte, sich einer derselben ganz anzuschliessen. Er bewahrte sich die Freiheit der Bewegung, und die Fähigkeit, sich auch auf einen ihm ursprünglich fremden Standpunkt zu versetzen in der Weise, dass wir ihn Goeze vertheidigen sehen, da ihn die Aufklärer wegen vermeintlicher Verdammungssucht verketzern, dass wir ihn losfahren sehen gegen die Leugner der Gottheit Christi, da er entweder aufrichtig göttliche Verehrung Christi verlangt oder gar keine, gegen die neumodischen und halbphilosophischen Theologen wie Semler, gegen Cramer, gegen Alberti, gegen Basedow und die Aufklärer. Aus allen Anregungen, welche seiner Zeit angehörten, und aus den eingehendsten theologischen Studien, welche er, was ich um des Dr. Johann Jacobi willen sage, namentlich in den Kirchenvätern schon vor seiner schweren Erkrankung in Breslau gemacht, hatte sich Lessing ein eigenes theologisches System begründet, bei welchem er glaubte bestehen und ausruhen zu können. Er war nicht blosser Deist, nicht blosser Aufklärer und Rationalist; seine Religion ist schon oben von mir mit dem Namen der Humanitätsreligion bezeichnet; sie erborgt einen Theil der sittlichen Vorzüge des Christenthums ohne die Quelle und den Ausgangspunkt derselben anzuerkennen; sie leugnet die Göttlichkeit des Erlösungsplans und nimmt doch dessen Resultate an; sie predigt Menschenliebe ohne Liebe zum Evangelium zu tragen; sie bezeichnet diese Lehre als Humanität, ohne zu ahnen, dass wahrhaft human nur der sein kann, der in dem Bewusstsein steht, durch Christi Blut erkauft zu sein. Wer sich sonst human nennen will, masst sich den Namen mit Unrecht an; Humanität ohne bewusstes Christenthum hat noch immer die Guillotine und den Terrorismus zur zwangsweisen Verbreitung ihrer Humanitätsideen im Gefolge gehabt. Die Humanität, welche den Glauben an den Sohn Gottes nicht ganz und voll in

sich aufgenommen, seine heiligende Kraft nicht in der innersten Seele erfahren hat, ist im Grunde genommen gar keine. Sie hat denn auch Lessingen selbst in seinem Streit mit Goeze, den er rein persönlich, mit offenbar affectirter Verachtung seines Gegners und voll der heftigsten Invectiven führte, ganz und gar im Stich gelassen; sie hat ihn zu geflissentlichem Unrecht gebracht und dadurch eben inhuman gemacht; sie hat ihn zu der monströsen Behauptung verleitet, dass die christliche Religion wohl bestehen könne, wenngleich Alles, was Apostel und Evangelisten geschrieben hätten, verloren gienge, zu jener Sophistik, in der er es sorgfältig und beharrlich vermied, dem ehrlichen Goeze die einfache Frage zu beantworten, was er denn unter christlicher Religion verstehe, und wie er sie von der Vernunftreligion einerseits und andrerseits von der Religion Christi unterscheide, und doch hatte ja Lessing die Behauptung aufgestellt, er bekämpfe die christliche Religion im Gegensatz zur Religion Christi, der er selber angehören wollte. Ja, Lessing hatte in dieser seiner Humanität die Streitmittel so raffinirt-klug gewählt, um nicht auf diese Grundfragen einzugehen, „damit man ihm, wie er sagt, als einem Nichtchristen nichts anhaben könne;" er bewahrt so geflissentlich den Schein der Bibelgläubigkeit „um, wie er meint, nicht aus seines Vaters Hause geworfen zu werden."

Mögen zu einer solcher Behandlung der Streitfrage Gründe mitgewirkt haben, welche zu erwähnen nicht dieses Ortes ist, so hat Lessing im Nathan, wenn man so sagen darf, sein Bekenntniss niedergelegt und namentlich zum Kern des Dramas die Erzählung von den drei Ringen gemacht. Von der italienischen unterscheidet sie sich dadurch, dass jene abbricht, wo der Jude die Entscheidung über die Echtheit der drei Religionen mit dem Gleichniss vom ererbten Ringe ablehnt. Dort war die Frage nach der besten Religion nur die Schraube, durch welche von dem Juden Geld erpresst werden sollte; hier tritt die Geldangelegenheit so sehr in den Hintergrund, dass sie überhaupt nur zum Motiv der Anwesenheit Nathans im Palaste des Sultans wird. Lessing erfasste eben das religiöse Moment der Erzählung als die Hauptsache, und konnte sich daher auch mit dem bloss ablehnenden Ausgang derselben nicht befriedigt fühlen. Ihm genügte nicht, dass ein jedes der Völker seinen Glauben für die wahre Erbschaft Gottes halte, und dass wer sie wirklich besitze eine noch unentschiedene Frage bleibe. Er liess deshalb die Söhne vor den Richter treten und legte dem die Anmahnung in den Mund:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun
Mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hülfe,

eine Anmahnung, die trotz ihrer Kahlheit und Dürre immer als der Codex der Humanität gegolten hat und noch gepriesen wird.

Hier wird also anzuknüpfen sein.

In den der angezogenen Stelle vorhergehenden Versen spricht Nathan, ein bedeutsames Bekenntniss Lessings aus. Die drei Religionen, meint er, gründen sich, so verschieden sie sonst sind, auf Geschichte, geschrieben oder überliefert. Von den drei verschiedenen Bekennern nimmt ein jeder seine heiligen Schriften allein auf Treu und Glauben hin. Wollte man da dem Christen das Recht zugestehen, über die Lauterkeit der geschichtlichen Quellen des Judenthums und des Islam ein gültiges Urtheil zu fällen, so würde man ein ebensogrosses Unrecht begehen, als wenn man den Juden oder den Muhammedaner über den Werth der christlichen Glaubensquellen entscheiden liesse; es würde dann eben keine Religionsquelle Bestand haben, und eine so viel oder so wenig gelten als die andere. Scheinbar richtig! Nur Schade, dass Lessing keinen Repräsentanten einer Religion hingestellt hat, der die geschichtliche Begründung seiner eigenen Glaubenslehre wirklich auf Treu und Glauben hinnimmt, der der Seinen Überlieferung nicht in Zweifel zieht. Jude, Christ und Muhammedaner, wie sie uns dargestellt werden, sind, wenn ich so sagen darf, über den kindlichen Glauben an die Ehrlichkeit ihrer Religionsquellen längst hinausgewachsen.

Wenn aber drei wahre Repräsentanten der drei verschiedenen Religionen einander gegenübergestellt würden mit der Aufgabe, über den Werth derselben zu disputiren, so würde Keiner von ihnen die Aufgabe, wenn er sie ja verstünde, anders verstehen als, die seine bis auf das Blut zu vertheidigen; ja, es würde sich ein Jeder höchlichst beleidigt fühlen, das überhaupt in Frage gestellt zu sehn, was ihm seiner Seelen Seligkeit bereitet. Die Disputation würde, thöricht an sich, auch ohne alles andre Resultat als das einer unnützen Erhitzung auseinandergehen; denn es könnte doch ein Jeder eben nur sein Bekenntniss ablegen. Wenn aber Saladin die Frage nach der besten Religion im Ernste aufwirft, so steht er notorisch nicht mehr im Islam, denn er ist nicht mehr von der unzweifelhaften Wahrheit seiner Religion, als der Besten, durchdrungen. Und wenn Nathan ausweichend antwortet, so scheint er eher menschlich klug oder feige als weise zu sein; ein Jude aber ist er sicherlich nicht, (trotzdem, dass er vielen Juden des heutigen Tages als ihr Ideal erscheint,) wenn er sein Gesetz nicht als unmittelbar von Gott gegeben und als das unzweifelhaft Beste, wenn er die Propheten nicht als die in der unmittelbaren Offenbarung Gottes Stehenden anerkennen will. Sobald er im Stande ist zu sagen:

So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht,
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder,

und hinterher das Märchen von den drei Ringen zu erzählen, bloss um sich zu entschuldigen, dass er die drei Ringe sich nicht getraue zu unterscheiden, ist er kein Jude, selbst

wenn er dem Sultan auf die Frage: Was für ein Glaube, was für ein Gesetz ihm am meisten eingeleuchtet habe, die Antwort giebt: Ich bin ein Jud'.

Aber die Frage nach der besten Religion wirft eigentlich auch kein Jude, kein Muselman, kein Christ auf, denn sobald sie dies wirklich sind, können sie es gar nicht, sondern Lessing. Er macht sich hier zum Vorredner und Wortführer der seiner Zeit herrschenden und die Litteratur mannichfach bewegenden Ansicht, dass das Christenthum eben auch nur eine von den vielen möglichen Religionsformen sei, die durch neue und höhere Formen auf höheren Entwicklungsstufen des Menschengeschlechts überwunden, verdrängt und ersetzt werden könne. Wer aber dies von seiner Religion annehmen kann, für den hat sie bereits die beseligende und befestigende Kraft verloren, denn auf eine in meinen Augen vorübergehende Erscheinung kann ich den Grund eines ewigen Heils nicht legen, und darum auch erscheint das Judenthum mit seinem Hinweis auf die Nachkunft des Messias von vorn herein als eine Übergangsform, in welcher die Juden nach Gottes Offenbarung nicht verbleiben sollten. Jenes „da die Zeit erfüllet war" giebt erst die Gewissheit, wo auch für sie die wahre Seligkeit zu suchen und zu finden sei. Aber die neuen Formen, die man zum Ersatze des Christenthums sei es im Deismus, in der natürlichen Religion oder im Rationalismus meinte aufgefunden zu haben, geben dem Heilsbedürftigen keine Hilfe, sie standen als menschliche Erfindung der göttlichen Offenbarung gegenüber und deshalb waren sie im Unrecht; ihr Recht war nur, dass sie die Schäden der damaligen Orthodoxie und ihres todten Schematismus aufwiesen und durch diesen Nachweis die wirklich und wahrhaft christliche Kirche zu einer Erneuerung ihres geistigen Lebens erweckten. Lessing macht sich hier zum Vertreter einer neuen Religionsform, in der das positive Christenthum seine Auflösung finden sollte, der Humanität. Sie ist gemeint, da der Richter den Söhnen, welche auf die Frage, wen zwei von ihnen denn am meisten lieben, verstummen, die Gegenfrage zuruft:

Die Ringe wirken nur zurück und nicht
Nach aussen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? O so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich gieng verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, liess der Vater
Die drei für einen machen.

Ein sehr bedenkliches Wort, bedenklich weil alle drei Religionen als unecht und abgeleitet von einer vierten bezeichnet werden, welche „vermuthlich verloren gieng" und die echte gewesen wäre. Diese vierte wäre dann aber diejenige, „kraft deren, um mit Karl Daub zu reden, ein Jude, ein Christ oder Muselmann und überhaupt jeder, der es zu werden vermag, Mensch werde." Sie schiene dann die den Zweck der Menschheit am meisten

befördernde Kraft zu haben. Dass aber Lessing eine solche Kraft dem Christenthum nicht zuschreiben wollte, das zeigt uns ihn als den Sohn seiner Zeit, in welcher die unsaubern Geister des Deismus und der Naturreligion umgiengen. Lessings Lehre redet doch Nathan und wundersam genug, der Jude empfiehlt die allgemeine Menschenliebe, welche Lessing selbst im Testament des Johannes als den Hauptinhalt des Christenthums anerkennt. Er sagt daselbst, Johannes habe in seinen letzten Lebensjahren zu Ephesus nichts Anderes gepredigt als „Kinderchen, liebet einander! und dies „darum, weil es der Herr befohlen, weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist." Und wenn Lessing dies Gebot des Weltheilandes, diese Summa des Christenthums einem Juden in den Mund legt, nun, so ist es, wie man zu sagen pflegt, so recht eine Ironie des Schicksals, dass das, was in gewissem Sinne gegen das Christenthum zeugen soll, für dasselbe als beredteste Lobrede eintritt. Lessing konnte eben, weil er von christlichen Ältern geboren, in christlicher Lehre von klein auf unterwiesen war, wenn er auch wollte, aus den stillen Segnungen des Christenthums, aus den Bedingungen seiner eigenen Existenz gar nicht heraus; darum muss auch sein Jude, wenn er wahrhaft-sittliche Anforderungen stellen will, aus seinem Gesetz heraus und in das Christenthum hinein, denn nur der kann in Wahrheit lieben, dem der im Herzen wohnt, welcher die Liebe ist.

Aber weiter! Können schon Jude und Muselmann ohne sich selber als solche untreu zu werden, die Frage nach der besten Religion gar nicht aufwerfen, so können sie noch viel weniger sich in der geistigen Freiheit bewegen, in welcher sie hier vor uns treten. Die sittliche Hoheit, welche sie für sich in Anspruch nehmen, ist ihnen kraft ihrer Religion versagt; sie sind von diesem Adel ausgeschlossen, weil der lediglich nur gewonnen werden kann von dem, welcher zu dem vollen Bewusstsein der Gottähnlichkeit erst gekommen ist durch das demüthige und doch erhebende Bekenntniss von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Sohn. Denn das ist ja wohl der Sinn des Erlöserwortes: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Zeigt nun Nathan etwa Kenntniss von dem Vater? Er, der in seiner Erzählung, von den drei Ringen dem Vater die fromme Schwachheit beilegt, allen drei Söhnen seinen Ring zu versprechen, der nachher in kümmerlicher Rathlosigkeit zwei falsche unterschiebt und endlich selber nicht im Stande ist, den richtigen von den gefälschten zu unterscheiden? Doch weiter! Bei Lessing hat ja der echte Ring die Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trägt. In der vorliegenden Erzählung aber kann und will keiner der drei Brüder den beiden andern die Eigenschaft, angenehm zu sein, zusprechen. Sie streiten ja gegen einander vor dem Richter; sie würden sich ja stillschweigend dem Besitzer beugen, wenn er kraft des echten Ringes angenehm vor Gott und Menschen einfach und still durch die eroberte Welt gienge. Keiner also besitzt den echten Ring. Wer aber dennoch der Zuversicht lebt und darum glauben machen will, dass

sein Ring der echte, seine Religion die wahre sei, der erweise es durch die vorurtheilsfreie Liebe, durch Sanftmuth, durch Verträglichkeit und Wohlthun. Lessing will durch diese Wendung eben nur andeuten, dass in jeder Religion die Kraft liege, den vollen und ganzen Werth des einzelnen Menschen herauszukehren, und dass sie dies um so mehr vermöge, je weniger der Einzelne an der, vielleicht gefälschten, geschichtlichen Überlieferung und in dem Dogma seines Glaubens haften bleibe, je schneller er sich die sittlichen Wirkungen seiner Religion anzueignen verstehe. Das aber heisst denn doch schliesslich nichts Anderes, als man könne ein ganz wackerer und vortrefflicher Mensch sein auch ohne Religion oder ohne specifisch Christ oder Jude oder Muhammedaner zu sein. Dann wären wir ja wohl wieder mit der alten Selbstgerechtigkeit auf dem kürzesten Wege zu dem klassischen Heidenthum zurückgekehrt und das Versöhnungsopfer wäre ein unnützes. Ist aber der echte Stein oder der Stein, der in der Zuversicht der Echtheit getragen wird, die Gnade, durch welche allein seinem Besitzer die Kraft wird, die Früchte in sich zu reifen, an denen das Wesen der echten Religion erkannt wird, nun, so sind doch diese Früchte bei den drei verschiedenen Religionen, die hier in Frage kommen, in keiner Weise gleich, und gar leicht lässt sich erkennen, auf welche Seite sich die volle Gnade neige.

Es ist das Wort eines der bedeutendsten Kirchenlehrer der Neuzeit: „Gott offenbaret sich nach der Fassungskraft und Empfänglichkeit der Menschen und Zeiten: er temporisirt mit seinem Menschengeschlecht." So hat denn Gott in seiner Liebe für drei verschiedene Alters- und Bildungsstufen des Menschengeschlechts jene drei Religionen als Heilsordnungen für dasselbe eingesetzt. Freilich ist bei den Dreien das Mass und die Weise der göttlichen Offenbarung verschieden; für Juden und Christen bezeichnet sie der Hebräerbrief in dem bekannten Anfangswort: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn," und das Wort des Erlösers selbst, mit dem er die bevorstehende Offenbarung durch den heiligen Geist näher beschreibt (bei Joh. im 16.); hier überall lehrt Gott sein Wesen und seinen Willen unmittelbar, denn den Juden „ist vertraut, was Gott geredet hat" (Röm. 3, 2.), und uns hat es der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoss ist, verkündiget. (Joh. 1, 18.) Aber an Muhammed und seinen Gläubigen sind diese Zeichen in ihrer Bedeutung unverstanden vorübergegangen; er hat diese Offenbarung nicht auf- und angenommen, nur aus abgeleiteter Quelle ist sie ihm nicht rein, sondern versetzt zugeflossen und immer noch selbst in dieser getrübten Gestalt so mächtig gewesen, dass sie Millionen Dürstender getränkt hat, die nach Gottes Willen zum Genuss des reinen Trankes innerlich noch nicht genug gekräftigt waren. So verschieden nun auch die drei Religionen nach dem Masse ihrer Offenbarung sind, sie sind doch in so fern echt, als sie von Gott kommen und aus Gott stammen, der seine Liebe der Kraft seiner Menschen anpasste, indem er ihnen die mosaische und muhammedanische Religion als die des Gesetzes und die

christliche als die der Liebe und der Freiheit gewährte. Durch die Religion des Gesetzes aber werden die Menschen nur Knechte, durch die Religion der Liebe werden sie frei, werden sie Gottes Kinder und Erben seines Reiches. Wer nun unterthan dem Gesetze bleibt und lediglich trachtet nach des Gesetzes Erfüllung aus Furcht vor der Strafe, der bleibt unfrei; er vollzieht das Gesetz eben weil es Gesetz ist; der Zwang erzwingt sich seinen Gehorsam; ihm fehlt die Freudigkeit der sittlichen Freiheit; und die sklavischen Eigenschaften der menschlichen Seele, Hass und Neid, Bosheit und Rachsucht, Hochmuth und Verachtung oder Niedrigkeit und Kriecherei sind die Charakterzüge derer, die im Zwange dem Gesetze folgen. Daher der Hass und die Verbissenheit der Juden gegen die Muhammedaner und dieser gegen jene, daher die stolze Dünkelhaftigkeit auch der klassischen Heiden gegen die Barbaren, und aller gegen die Christen. Die Menschen- und Bruderliebe wächst nicht auf dem Boden des Gesetzes, sonst hätte jener Schriftgelehrte, welcher das Gesetz wusste, nicht gefragt: Wer ist denn mein Nächster? und die Gottesvorstellung, wie sie auf dem Boden des Gesetzes gedeiht, rüstet den Gott mit den Leidenschaften aus, welche der menschlichen Seele angehörend, den freudigen Aufblick verdunkeln. Die Vorstellung vom Neide der Gottheit, der gesühnt werden kann, von der Rache und dem Zorn Gottes, der sein Opfer vertilgt und vernichtet, diese Vorstellungen haben nichts gemein mit der strafenden Liebe des Vaters, den wir durch den Sohn kennen; denn wer der Vater sei, weiss nur der Sohn und welchem der Sohn es offenbaren will. (Luc. 10, 22.)

Nun hat freilich Gott das Gesetz nicht gegeben, um den Knechtsinn der Menschen auszubilden, sondern das Gesetz soll der Zuchtmeister sein auf Christum. Wenn der natürliche Mensch nicht mehr gegen das ihm aus väterlicher Erzieherliebe gegebene Gesetz ankämpft, wenn er es lieb gewinnt, es also in seinen Absichten und Zwecken versteht, dann hört ihm das Gesetz auf, Gesetz zu sein; er fühlt den Zwang desselben nicht mehr und ist dann erst fähig, die wahre Freiheit zu tragen; dann wird kommen das Vollkommene und das Stückwerk wird aufhören. So bei dem Hauptmann von Capernaum, so bei Nikodemus, so bei Nathanael, dem Juden ohne Falsch, so bei jenem Samariter, bei dem Hauptmann Cornelius, sie alle stehen über dem Gesetz, und sind nicht mehr in den Banden desselben. Wenn aber Christus dort zum Pharisäer nicht sagt: Werde ein Samariter, sondern: Thue desgleichen, wenn er ferner den Nikodemus, den Nathanael, den Hauptmann zu sich heranzieht, wenn Petrus den Cornelius nicht unter dem Gesetz lässt, sondern ihn tauft, so liefert uns dies eben nur den Beweis, dass sie die volle Freiheit, deren sie durch ihre Erhebung über das Gesetz sich werth gemacht hatten, nur durch den Glauben an den Erlöser gewinnen konnten (Joh. 8, 36.). Denn nur „so Euch der Sohn frei machet, so seid Ihr recht frei.“ So kann denn wohl, wer unter dem Gesetz stehet, über die Anforderungen desselben hinauswachsen, und Jude und Muhammedaner können besser sein, als das Gesetz von ihnen verlangt; sie hören aber auch in dem Masse auf

Jude und Muhammedaner zu sein, als sie in eine höhere Ordnung der Zucht, in die Freiheit, hineinwachsen. Der Christ dagegen bleibt immer hinter den Anforderungen seiner Lehre zurück; sie umfasst eben das gesammte Menschenwesen, die Universalität der dem Menschen möglichen Entwicklung, während die Religionen des Gesetzes den Menschen von dieser Allgemeinheit seiner gleichmässigen Entfaltung ausschliessen, ihn einschränken und nur einseitig ausbilden können. Ein Humanus in des Worts verwegenster Bedeutung kann man nur im Glauben an „das Gesetz der Freiheit" sein. Daraus wird es denn als ein πρῶτον ψεῦδος, als ein prinzipieller Irrthum klar, wenn Lessing den Nathan und Saladin, als Juden und Muhammedaner sich mit jener so oft bewunderten Geistes- und Gemüthsfreiheit bewegen lässt, in der sie die Bruderliebe predigen; daraus auch klar der Irrthum, welcher in der Frage liegt: Sind Christ und Jude, eher Christ und Jude, als Mensch? Sie enthält nur für den eine Wahrheit, der da meinen kann, man könne ein wahrer Mensch sein ohne das Christenthum, der sich mit dieser Meinung denn freilich auch — vielleicht ohne es zugeben zu wollen — ausserhalb des Christenthumes stellt.

Es ist dem Dichter nun wohl öfter schon vorgeworfen worden, dass während er dem Juden und dem Muselmann die Gesinnungen wahrer Christen beilege, die Christen selbst in dem Stücke gar schlecht wegkommen. Das Zurücktreten der Christen vor dem Juden und dem Muselmann sucht Lessing in dem Entwurf einer Vorrede zum Nathan mit geschichtlichen Gründen zu rechtfertigen. „Es seien damals die Juden und Muselmänner die einzigen Gelehrten gewesen; der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte brächten, müsse zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge; an Winken in den Geschichtschreibern fehle es nicht, dass ein solcher vernünftiger Mann sich nun eben in einem Sultan gefunden habe." Alles dies kann ja Lessingen wohl zugegeben werden: es ist auch wohl möglich, dass Männer die in jüdischem oder muhammedanischem Bann geboren waren, so denken konnten wie Nathan, wie Saladin, denn waren schon vor und zu des Erlösers Zeiten Juden und Heiden vorhanden, welche in sich das Gesetz dem Begriffe nach aufgehoben hatten, warum sollten nicht in den Zeiten der Kreuzzüge, da die Übertritte von einer Religion zur andern keine vereinzelten Erscheinungen waren, auch Juden und Muselmänner, ich möchte sagen, einen Hauch christlicher Luft in sich aufgenommen, von dem Kerne der christlichen Erkenntniss gekostet haben, ohne die Wahrheiten des christlichen Dogmas annehmen zu können oder zu wollen? Wenn sich aber Lessing mit Recht auf die Geschichte berufen will, so musste er unzweifelhaft auch die damals gegebenen Gegensätze im Auge behalten. Er durfte dann nicht die Christen im Allgemeinen oder so, wie sie sich ihm in der nachreformatorischen Zeit darstellten, den Männern entgegensetzen, die dem zwölften Jahrhundert angehört haben sollen; wir müssen dann verlangen, dass eben die Christen jener Zeit, welche die Blüthe des Pabstthums zeitigte und die päbstliche Allgewalt

schuf, mit ihren kirchlich-katholischen Ansichten vorgeführt wurden. Aber überdies lahmt auch die aus der Geschichte gesuchte Entschuldigung darum, weil Lessing, als er jene Worte von den einzigen Gelehrten schrieb, kaum daran dachte, dass er von den Zeiten so verächtlich rede, in denen zu Salerno, zu Bologna und in Paris Fakultätsschulen gegründet wurden und Abaelard und Johann von Salisbury lebten und lehrten.

Aber nicht bloss dies Zurücktreten der Christen an Bildung vor dem Juden und dem Muselmann ist gerügt worden, sondern auch, dass in den Zeichnungen ihrer Charaktere eine gewisse Feindseligkeit gegen das Christenthum sich kund gebe, zumal da auf dessen Kosten Nathan und Saladin gerade mit ächt-christlichen Gesinnungen ausgerüstet würden. Denn allerdings der vornehm kalte Fanatismus des Patriarchen, die kindlich gläubige Einfalt des Klosterbruders, die schwärmerische Aberglaubensseligkeit und Gedankenlosigkeit der Daja, des Tempelritters menschenverachtender Dünkel sind wahrlich keine Züge, die einem wahren Christen eignen. Aber wir haben es hier entschieden mit den fehlerhaften Bildungen des Christenthums zu thun, wie sie allerdings unter den Namenchristen vorkommen können, das Christenthum als solches aber nicht charakterisiren. Dass Lessing Leute solchen Schlages eingeführt, ist zu entschuldigen. Es folgt daraus noch nicht, dass er dem Christenthum entschieden feindlich sei — was er ja überdies auch niemals und an keiner Stelle will — sondern nur, dass er den Afterbildungen entgegentritt, die innerhalb desselben vorkommen. Ja, es ist das Auftreten dieser äusserlichen Christen nicht bloss zu entschuldigen, sondern es muss als nothwendig bezeichnet werden, wenn Lessings Absicht dahin gieng, gerade die fehlerhaften Bildungen im Christenthum zu brandmarken. Wollte er nämlich den Christen ihre Fehler vorhalten, so durfte er nur diese Personen schaffen, wie sie ja leider auch aller Orten in der Welt herumlaufen. Nur dies bleibt dann zu beklagen, dass er es nicht vermocht hat, ihnen einen wahren Christen gegenüber zu stellen, dessen Leben ganz und gar Erfahrung seines Glaubens in sich und Bethätigung desselben ausser sich ist; zu beklagen bleibt, dass er die idealen Menschen unter Juden und Muhammedanern gesucht, wo solche doch niemals gedeihen können, zu beklagen endlich, dass er selbst den edelsten und reichbegabtesten unter den Christen, den Tempelherrn, nicht in dem Christenthum sich fördern und wachsen lässt. So arbeitet denn dieser nicht etwa die reine Menschenliebe aus sich und aus der Erstarkung seines Glaubens heraus, sondern er streift vielmehr in feindseligster Äusserung gegen seine Religion das Christenthum wie eine hemmende Fessel ab, um sich in das grosse Nichts, die Humanitätsreligion, zu retten. Es ist ein gerechter Tadel für den Dichter, dass er das, was dem Christen erst durch seinen Abfall vom Christenthum möglich werden soll, dem Juden und Muselmann zufallen lässt, ohne dass sie, wenigstens nach Lessings Darstellung, mit dem Glauben ihrer Väter zu brechen brauchen.

Aber das ist ja eben der prinzipielle Fehler des Ganzen, dass Lessing den andern Religionen als höchsten Ausfluss ihres Wesens glaubt zusprechen zu können, was einzig und allein dem wahren Christenthume gehört; und wenn er die Sittah in einem wegwerfenden Tone sagen lässt:

Als wär' von Christen nur, als Christen,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!

oder der Klosterbruder: Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr als Christenthum!

so hat Sittah jedenfalls eine Wahrheit und der gute Klosterbruder mindestens eine Dummheit gesagt, denn die wahre und echte Liebe, die den Gatten mit der Gattin verbindet, die Liebe, die das Kind und gerade „in solchen Jahren" bedarf, ist keine bestialische, sondern eben das Christenthum und ist mit dem Christenthum in die Welt gekommen, ja sie ist so sehr Kennzeichnen desselben geworden, dass darin der Klosterbruder ganz recht hat, wenn er auf Nathans Erzählung von seiner uneigennützigen Aufnahme und selbstlosen Pflege Rechas, in Bewunderung der wahren Liebesthat in die Worte ausbricht:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!

Wenigstens ein Jude war Nathan nicht!

Wenn nun aber das dramatische Gedicht, von welchem wir gehandelt, weil es von der Polemik entbunden, kein reines dichterisches Erzeugniss ist; wenn es, weil es den Theologen einen Possen spielen sollte, in seiner Tendenz kein lauteres ist; wenn der grosse Conflict von Religionen, wie ihn Lessing behandeln will, in der Enge eines Familienkreises nicht ausgetragen werden kann, wenn der poëtische Schwung an dem kritischen Räsonnement verloren geht und die Erfindung der Fabel der dramatischen Wirksamkeit entbehrt; wenn schliesslich in der Empfehlung einer Humanitätsreligion durch Juden und Muselmann ein Zeugniss von der Unkenntniss der vollen und ganzen Wirkung des Christenthums liegt, so wird das Werk sicherlich wohl als eine redende Quelle für die Beurtheilung der geistigen Titanenkämpfe des vorigen Jahrhunderts eine gewaltige Bedeutung haben; die Kritik der religiösen Entwicklung jener Zeit wird und darf dasselbe nicht bei Seite liegen lassen, aber — eben weil es so eng mit seiner Zeitgeschichte verwebt und verwachsen ist — wird seine Bedeutung mehr eine litterarische bleiben, das Stück selber aber von der fortschreitenden Zeit überholt werden; es wird nie ein Kunstwerk sein, dessen Schönheit „einfach und still durch die eroberte Welt" geht, nie ein Werk, aus dem die Jahrhunderte nachwachsender Geschlechter dereinst ihre Ideale schöpfen werden; selbst heute schon ist

die Bewunderung mehr eine durch Einrede gemachte als in der Überzeugung begründete, eine mehr nachgesprochene als wirklich empfundene, und gehört selbst so nur einem kleinen, ganz bestimmt abgegränzten Kreise unserer Zeitgenossen an, die freilich alles Andere an dem Drama preisen als das wodurch es wirklich gross ist. Gross ist es lediglich in der Consequenz, mit welcher die Charactere wie sie einmal gegeben sind, sich darstellen, gross ist es in der Feinheit der Züge, durch welche sie individualisirt werden. Giebt man einmal — abgesehen von jeder religiösen Frage, abgesehen auch von der Unmöglichkeit, dass Jude und Muselmann, sofern sie es wirklich sind, sich so geistig frei bewegen können, wie geschildert wird, — die Existenz jener Menschen zu, so ist nichts grandioser, als das Fix- und Fertige jedes einzelnen in sich, nichts kunstvoller als die Weise, wie jedem Charakter Gelegenheit gegeben wird, mit seiner Eigenart hervorzutreten. Freilich müssen wir eine Begründung der Charaktere nicht suchen, sie sind in gewissem Sinne Räthsel, ihre Genesis fehlt, in der sie das geworden sind, als was sie uns vorgeführt werden; sie sind eben nur da und haben in dem künstlichen Spiel, in welchem sie der Dichter zu und gegen einander stellt, Gelegenheit in tausend schönen Farben zu spielen, aber begreifen lassen sie nicht, wie sie geworden was sie sind. Aber ebenso wenig sie ihr Werden erkennen lassen, ebenso wenig sind sie auch einer weiteren Entwicklung, eines weiteren Wachsthums fähig. Sie bleiben was sie sind; ein Fortschritt in ihrer Entwicklung, ein stufenweises Vorwärtsschreiten, um aus einer Phase ihres Seins in eine andere hineinzuwachsen, wie wir das an den Shakspearschen Charakteren bewundern, ist an ihnen nicht zu erkennen; sie stehen eben auf dem ihnen vom Dichter einmal angewiesenen Platze fest, nur dass sie sich vor dem Zuschauer drehen oder eine andere Stellung geben, um die Harmonie ihrer Theile, die Feinheit ihrer Gliederung, die Schönheit ihrer Linien zu zeigen. Das freilich gelingt ihnen wunderbar, und zu begreifen ist es wohl, wie manches schwächliche Gemüth oder beschränkte Urtheil, sei es von der Schönheit der Zeichnung bestochen, oder sei es durch die sogenannte Liebenswürdigkeit der handelnden Personen gewonnen, ganz und gar übersieht, dass den Gestalten bei aller Natürlichkeit ihrer Bewegung doch das Natürlichste gebricht, die Möglichkeit, innerhalb der Kreise, in denen sie gedacht werden sollen, das zu werden, und zu sein was sie vorgeben. Es ist zu entschuldigen, dass man über der Grazie, mit der sie sich bewegen, vergisst, dass sie mit einer gewissen Feindseligkeit gegen die heiligsten Interessen unseres Lebens auftreten, gegen den Glauben, ja dass sie die Aufgabe haben, schwache Seelen so recht eigentlich aus demselben mit der grössten Bonhomie — denn das ist ja wohl schliesslich die Humanität unserer Tage — herauszuschwatzen.

Nur eine falsche Verehrung stellt den Nathan neben den Faust; sie sind verschieden wie Kritiker und Dichter, verschieden wie Abhandlung und Gedicht, verschieden wie Schauspiel der Aufklärungzeit und Tragödie der Menschheit. Richtig aber ist es, wenn man sagt,

dass selbst aus eines Zweiflers Munde die ewige Wahrheit des Christenthums nie wunderbarer gepriesen ist. Wer den Nathan liest, soll an der Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernen, und doch biegen sich die gegen unsern Glauben gerichteten Pfeilspitzen um und verwunden ihn nicht, sondern werden zum Zeugniss seiner Undurchdringlichkeit, denn der Mund des Zweiflers und die Zunge derer, die gegen das christliche Bekenntniss ankämpfen sollen, sie müssen, sie können nicht anders, wenn auch ohne es zu wollen, ja wider ihren Willen mit lauter Stimme die Summa der Lehre Christi bekennen: Dabei wird Jedermann erkennen, dass Jhr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Und wenn Jude und Muselmann die Liebe so nicht bloss predigen, sondern ausüben, so sind sie aus ihrem Judenthum und Muhammedanismus hinaus, freilich noch nicht Christen, doch Jünger, die auf des Herren Wort hören und ihm nachfolgen.

Wie dem Nathan und Saladin, war auch ihrem Dichter, Lessingen — so dürfen wir ja glauben — diese Liebe ein heiliger Ernst und eine volle Wahrheit. So hatte er also das Gebot des Erlösers und trug die schöne Signatur der Jüngerschaft, die ihn für eine nachfolgende Offenbarung des Herrn und Heilandes vorbereiten sollte. Wir aber haben die Zuversicht, dass Jesus Christus, gestern und heut und derselbe in alle Ewigkeit auch ihn dermaleinst wird auffinden, denn es ist gewisslich wahr, was Er sagt: „Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist es der mich liebet. Wer mich aber liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden; und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.“

5[illegible]3112

